
FRANZ BAUER
Friedrich Ludwig
Jahn
FRANZ SCHNEIDER VERLAG


CHOMTON

Franz Bauer

Friedrich Ludwig Jahn

das Leben eines Nationalsozialisten aus früher Zeit



Erstes bis fünftes Tausend
Buchschmuck von Werner Chomton

Franz Schneider Verlag G. m. b. H., Leipzig W 31

Printed in Germany Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig C 1

Bestell-Nr. 301

Deutsche Jungens und Mädels!

Ihr kennt das Bild des Turnvaters Jahn...

Ihr habt seinen Namen schon oft gehört...

Aber was wißt ihr von seinem Leben?

Es war ein reiches und langes Leben und es ist unmöglich, in einem solch kleinen Buche erschöpfend davon zu berichten.

Auch steht dieses Leben in ständiger Wechselwirkung mit den geschichtlichen Ereignissen seiner Zeit, ja, es wird erst aus ihr verständlich. Nun gibt es gewiß Buben und Mädels unter euch, die jene historischen Ereignisse der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts schon kennen. Wer aber noch nichts davon gehört hat oder wer sich diese Geschehnisse wieder ins Gedächtnis zurückrufen möchte, für den ist vor jedes Kapitel eine geschichtliche Einführung in Kleindruck gesetzt. —

Wer das Leben eines solchen Mannes erzählt, übernimmt die historischen Geschehnisse, aber er betrachtet sie mit seinen Augen. Der Verfasser hofft, daß gerade durch solch dichterische Schau die Schilderung von dem Werk eines Mannes und von der Zeit, in der er wirkte, einen besonders nachhaltigen Eindruck vermitteln wird.

Inhalt



Im Namen des Gesetzes!

Das deutsche Volk hatte in den Befreiungskriegen Gut und Blut im Kampfe gegen Napoleon geopfert. Es hatte den welschen Bedrücker über die Grenzen zurückgejagt und so seinen Fürsten die Möglichkeit gegeben, die verlassenen Throne wieder zu besteigen. Zum Lohn verlangte es nur die endliche Erfüllung alter Wünsche: Einigkeit unter seinen Stämmen und Befreiung von drückender Steuerlast. Doch die Fürsten wollten davon nichts hören; sie fürchteten, allzusehr in ihrer Macht eingeschränkt zu werden. Deshalb hielten sie die deutsche Einigkeit gar nicht für erstrebenswert. Sie wollten in ihren kleinen Ländern ihre Untertanen unumschränkt beherrschen und aus allen möglichen und unmöglichen Dingen Steuergelder herausziehen.

Dagegen wehrte sich die wackere Jugend, besonders die Studenten. Aber auch edle und kluge Männer erhoben ihre

Stimmen gegen die Fürsten: Stein, Gneisenau, Arndt, Wilhelm von Humboldt und vor allen: Friedrich Ludwig Jahn. Er hatte schon eine Reihe von Schriften verfaßt (darunter sein heute noch lesenswertes Hauptwerk: Deutsches Volkstum), in denen er rechte Deutschheit, Einigkeit und Freiheit von der Willkürherrschaft forderte. Er hatte aber auch vor Turnern und sogar vor Studenten der Berliner Universität freimütige Reden gegen die Volksbedrücker und ihre heuchlerisch schmeichelnde Anhängerschaft gehalten. Deshalb betrachtete man ihn als einen gefährlichen Menschen, der unschädlich gemacht werden mußte.

Das geschah in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1819.

Eine tiefe Nacht liegt über Berlin.

Nur in einem Hause ist noch Licht. Dort wohnt Friedrich Ludwig Jahn, der Volksredner und Bücherschreiber. Vielen aber gilt er als ein Schrullenkopf, der die höchst gefährliche Lehre von der rechten Deutschheit aufgebracht hat. Vielen ist er nichts als ein Volksverführer, der nichts anderes im Sinne hegt, als guten Bürgern die liebe Ruhe zu stören.

Warum hat er nun noch Licht? Warum hat er noch nicht die Zipfelmütze über den Kopf gezogen und warum schläft er noch nicht so sanft wie die guten Leute in der Nachbarschaft?

Ein Trupp marschiert die Straße herauf. In der Nähe des Hauses hält er. Der Anführer gibt flüsternd die letzten Unterweisungen: „Die Türe ist gut zu sichern, das Haus muß umstellt werden! Wenn er sich weigert, wird auf mein Kommando zugegriffen. Er ist zwar ein Bärenkerl, aber wir sind unserer acht. Und nun aufgepaßt!“

Die Polizisten schleichen vor. Etliche warten an der Ecke, zwei postieren sich neben die Haustüre. Der Polizeiinspektor nimmt sich einen starken Burschen mit und gibt einem andern den Befehl, sich unter die Treppe zu verstecken.

Die alten Stufen knarren. Fast ein wenig zaghaft klopft der Anführer an die Stubentüre. Es ist ganz still im Haus. Da antwortet drinnen eine Stimme: Herein!

Und dieses Herein klingt so unverzagt, daß der Polizeiinspektor plötzlich alle Würde verliert und ein wenig in die Knie knickt. Dann aber schämt er sich vor dem Polizisten, den er sich zum Schutze mit heraufgenommen hat. Er umklammert den Griff des Säbels mit der linken Hand und drückt mit der Rechten die Klinke nieder. Nun ist er gespannt auf das Bild, das sich ihm bieten wird. Er vermutet, daß der Volksverräter da drinnen hinter einem Stapel staatsgefährlicher Hetzschriften sitzen müßte. Er sieht schon die Mündung einer Pistole auf sich gerichtet und macht sich auf das Schlimmste gefaßt. Aber es ist sein Amt, in solche „Verbrecherhöhlen“ einzudringen. Darum Mut! Mut!

Er stößt die Türe auf. Aber statt des dunklen Laufs einer Pistole sehen ihn zwei Augen an. Dunkel und müde sind diese Augen und schmal und schmerzverzerrt das Gesicht, aus dem sie schwach und matt erglänzen. So kommt es, daß der Polizeiinspektor seinen Befehl gar nicht so militärisch vorzubringen vermag, wie das ein gestrenger Diener des Gerichts und der unantastbaren Staatsgewalt eigentlich tun müßte. Er sagt, nein, er flüstert es fast nur, daß er Befehl habe, einen gewissen Friedrich Ludwig Jahn zu verhaften.

Er ist es gewohnt, der Herr Polizeiinspektor, daß in solchen Fällen ihn jähes Entsetzen anstarrt und sei es nur auf kurze Augenblicke. Aber diesmal ist das Erschrecken an ihm; denn der, den er da verhaften soll, sieht immer noch müde und ungemein traurig auf ihn her und nickt mit dem Kopf, als wollte er sagen: Schon gut, schon gut! Ich weiß es ja, daß ihr kommt, daß ihr kommen mußtet, mich zu holen.

Aber dann wendet Jahn den Blick ab und jetzt erkennt der Herr Polizeiinspektor erst, daß der Mann da, den er verhaften soll wie einen Verbrecher, am Bette eines Kindes sitzt. Ein Mädchen liegt hier in den Kissen. Zwei blonde Zöpfe rahmen das schmale Gesichtchen ein, dessen Wangen dunkel gerötet sind und auf dessen Stirne der Schweiß steht. Jahn deutet mit der Hand auf das Kind und nun öffnen sich auch seine bebenden Lippen. „Es ist mein Töchterchen," sagt er, „mein Kind ist es, Herr Polizeiinspektor. Es ist krank, schwer krank und der Arzt sagt, es müßte noch diese Nacht sterben."

Der Polizeiinspektor löst die Hand vom Griff des Säbels. „Es ist mein Befehl!" entgegnet er. Aber Jahn läßt ihn gar nicht zu Ende reden. „Ich weiß, ich weiß!" sagt er, „und ich will mitkommen. Ich habe das Kind in die Hand seines Schöpfers befohlen. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!"

Der Herr Polizeiinspektor möchte gern „Amen" sagen; er möchte es laut und tief andächtig sprechen wie in der Kirche. Aber er besinnt sich plötzlich und es fällt ihm ein, daß er ja nicht in der Kirche, sondern im Dienst ist, und daß hier einer seiner Untergebenen ihm zur Seite steht, der,

obgleich er auch Tränen in den Augen hat, dennoch keinen Blick von seinem hohen Vorgesetzten wendet.

Und dieser Blick läßt den Herrn Polizeiinspektor wieder an seine Pflicht denken. Er faßt also den Griff des Säbels wieder fest und richtet sich hoch auf. „Es ist Befehl, daß Ihr sofort zu folgen habt, Jahn. Und Ihr sollt nichts mit Euch führen. Es ist für Euer Unterkommen gesorgt. Auch den Abschied von Euerem Weibe müßtet Ihr so schnell als möglich vollziehen!"

Jahn legt den Finger an den Mund, als wollte er den geschäftigen Sprecher zum Schweigen ermahnen. „Stille, stille! Sie liegt in der Kammer nebenan. Sie ist auch krank. Die Sorge um das Kind hat ihr die letzten Kräfte fast aus ihrem abgezehrten Körper genommen. Wir wollen sie nicht wecken. Nur ein paar Worte müßtet Ihr mir gestatten, ein paar Worte an sie, damit die arme Seele getröstet ist, wenn sie erwacht."

Der Polizeiinspektor nickt und Jahn holt einen Fetzen aus der Schublade. Mit dem Bleiweiß kritzelt er rasch ein paar Worte auf das zerknitterte Papier.

Dann legt er den Zettel in die Mitte des Tisches und blickt noch einmal zu dem Kind hinüber.

„Ich bin bereit!" sagt er dann.

Wieder knarrt die alte Treppe und die Haustüre fällt laut ins Schloß.

Da schrickt Helene auf. Sie fährt empor, sie streift sich über die Stirn.

„Fritz!" ruft sie erst ganz leise, damit das Kind nicht erschrecken soll. Aber es kommt keine Antwort aus der Stube.

„Fritz!“ Schon klingt ihr Ruf lauter und erschreckter. Sind das nicht Stimmen? Geistert da nicht ein Lichtschein über die Stubendecke?

„Fritz!“

Stille.

Helene eilt ans Fenster. Da sieht sie unten auf der nächtlichen Straße ihren Mann in den Wagen der Polizei steigen. Sie will das Fenster öffnen, aber die Hände versagen ihr den Dienst.

Sie will, sie muß hinabeilen zu ihm.

Rasch reißt sie die Türe auf. Da liegt ein Zettel auf dem Tisch. Es ist seine Schrift. Sie beugt sich darüber. Sie liest, sie liest immer wieder und kann es nicht fassen, was da geschehen ist.

Drunten rollt der Wagen über das Pflaster.

„Fritz!“ ruft sie noch einmal. Dann bricht sie zusammen.

Glocken läuten

Am 11. August 1778 wurde Jahn in Lanz bei Lenzen in der Priegnitz geboren und von seinem Vater, dem Pfarrer des Ortes, auf die Namen Johann Friedrich Ludwig Christoph getauft.

Er war der einzige Sohn und erlebte unter der liebevollen Erziehung seiner Eltern 13 Jahre glücklicher Kindheit in dem stillen abgeschiedenen Dörfchen der Altmark.

Seine Jugend stand noch ganz im Zeichen der siegreichen preußischen Feldzüge, und die Seele des Jungen hatte von der machtvollen Gestalt Friedrichs des Großen einen so überwältigenden Eindruck empfangen, daß selbst der Greis sich noch im Banne dieser Persönlichkeit fühlte.

Der Wagen holpert dahin.

Jahn sitzt auf der hinteren Bank, neben ihm der Polizeiinspektor. Kein Wort wird gesprochen; es ist eine stumme Fahrt ins Ungewisse.

Jahn lehnt den Kopf zurück und sinnt vor sich hin. Tausend Gedanken durchstürmen seine Seele. Die Polizisten sind still; sie fühlen wohl, daß sie keinen Verbrecher mit sich führen, und darum wollen sie ihn nicht stören in seinem Nachdenken.

Von einem nahen Kirchturm schlägt die Stunde. Langsam und dumpf klingt das Dröhnen der Glocken über die

Stadt hin und aus den Schlägen wird ein Geläute, ein langes, festliches Geläute. Bekannte Töne sind das; es ist, als schlügen die heimatlichen Kirchenglocken, als schwebe ihr Klingen dahin über Wälder und Berge. Und auf allen Wegen, auf den schmalen und steinigen und auf den breiten Straßen kommen die Bauern dahergegangen im langsamen feierlichen Zuge. Es sind bekannte Gesichter darunter. Und jeder von den altehrwürdigen Männern trägt ein Gesangbuch unterm Arm. Die Frauen haben die seidenen Schürzen vorgebunden, und die schillernden Bänder der Mädchen glänzen und gleißen in der Sonne. Immer noch läuten die Glocken. Auch die Mutter tritt aus dem Pfarrhause. Sie ist heute so schön wieder, die Mutter, und doch so schlicht. Der Bub steht am Gartenzaun und sieht sie vorübergehen. Er drückt sich ins Gebüsch und wagt es gar nicht, sie anzusprechen und ihr gute Andacht zu wünschen.

Sonntag ist heute, Sonntag in dem Dörflein Lanz bei Lenzen in der Priegnitz. Und Vater wird diesen Sonntag heiligen mit frommer Rede; denn er ist ja der Pfarrer in diesem Dörflein, und alle, die da kommen, sie eilen nur herbei, um des Vaters Predigt zu hören.

Es muß etwas Schönes sein, diesen Leuten an den Sonntagen zu predigen! denkt der Knabe da am Gartenzaun. Er soll ja auch einmal Pfarrer werden; das ist der Wunsch des Vaters und das tägliche Gebet der guten Mutter. Ein letzter Kirchgänger humpelt heran. Er stützt sich schwer auf einen Krückstock; es ist ein alter Veteran, der noch unter dem alten Fritz gedient und Preußens große Siege miterfochten hatte.

Und wenn niemand den kleinen Friedrich Ludwig in

seinem Versteck gesehen hat, — der Alte sieht den Jungen schon von weitem und winkt ihm mit dem Krückstock zu. „He da, Junge," sagt er „du drückst dich wohl heut um die Kirche. Na, du hast ja auch ganz recht; ein tüchtiger Soldat mag seinen Herrgott anrufen, wo er ihn findet. Und ich glaub' nicht, daß der Herrgott zwischen den Kirchenbänken bei den alten Weibern hockt. Nein, der ist heut an diesem schönen Sonntagmorgen draußen und geht durch Wald und Flur und wenn du ihn finden willst, dann mußt du ihm nachrennen über die Felder und Wiesen hin!"

Mit solcher Rede humpelt der Alte weiter. Aber nach ein paar Schritten dreht er sich noch einmal um und ruft zurück: „Unsereiner muß natürlich in die Kirche und wäre es nur deinem Vater zulieb, der wahrhaftig ein rechtschaffener und ehrbarer Mann ist..."

Und schon verschwindet der alte Veteran hinter der Kirchentür.

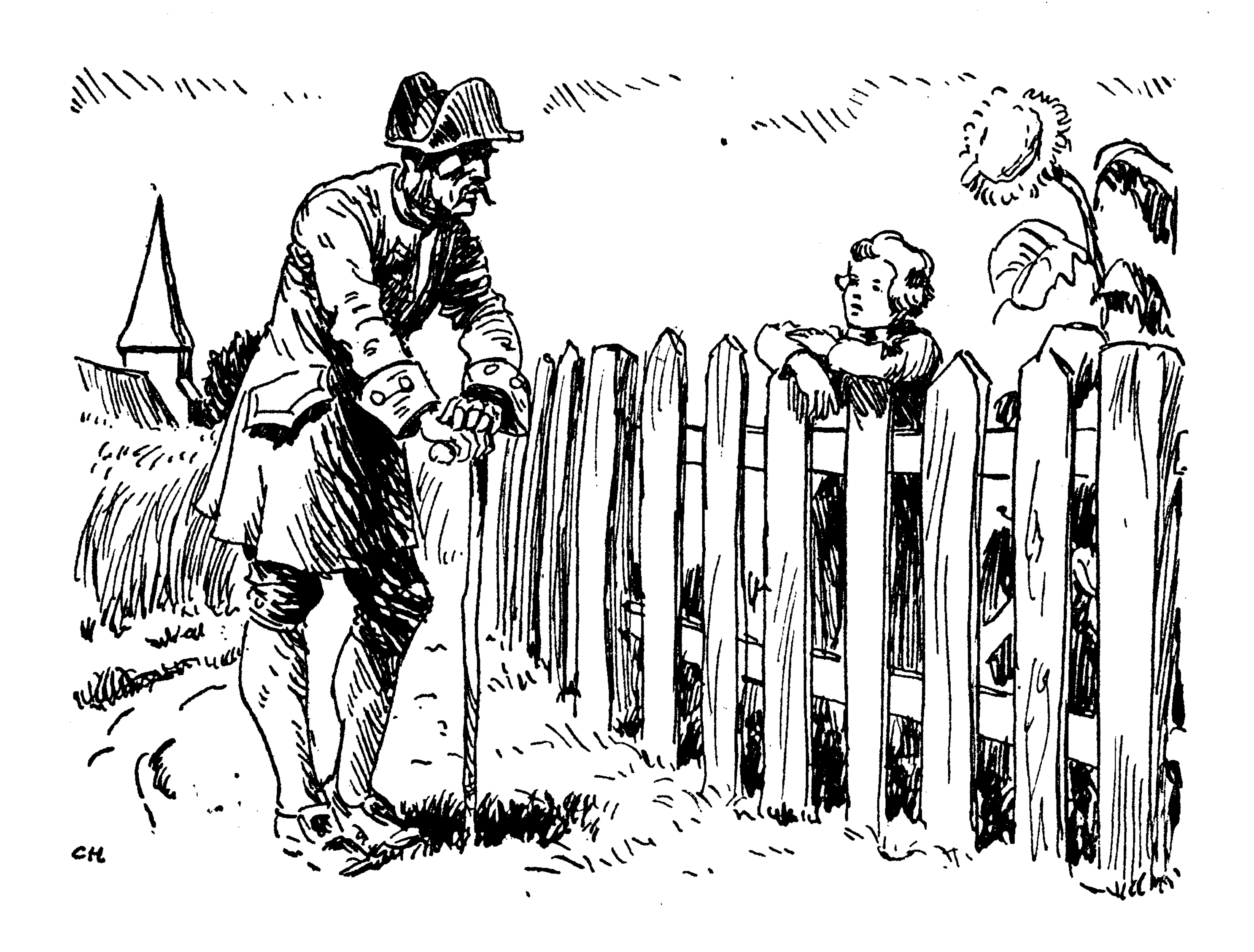
Da setzt die Orgel ein. Es ist eine quietschende Orgel mit verstaubten Pfeifen und schweratmigem Blasgebälge. Und es dauert nicht lange, da beginnen sie in der Kirche auch zu singen. Sie singen nicht schön, die alten Bauern und ihre Weiber, und der kleine Friedrich Ludwig will es nun gerne glauben, daß es der liebe Herrgott bei ihnen drinnen nicht allzulange aushalten würde, trotz seiner großen Güte und Nachsicht. Ja, er wird wohl jetzt durch den Wald gehen, der Vater Himmels und der Erden, und man müßt' ihm auch da draußen begegnen und nicht bloß in der Rede des Pastors.

Mit solchen Gedanken rennt der Bub von seinem Gartenzaun weg, über die Felder und Wiesen dahin.

Blaue Wegwarten nicken ihm zu und die Rebhühner flattern auf, wenn er an ihrem Geniste vorüberkommt. Ein Häslein steht hinter einer Hecke, macht ein Männchen und guckt das Bürschlein lustig an. Ein Spechtlein hämmert an einem Baumstamm und eine Blindschleiche huscht durchs Gestrüpp.

Immer weiter läuft der Bub. Weiße Sommerwolken stehen über ihm. Wenn die Sonne sich dahinter duckt, dann liegt die Landschaft in anderen Farben da. Der Junge hält inne. Er sinnt und schaut. Eben kommt der Sonnenball droben wieder aus dem Gewölk hervor und das Land ringsum leuchtet in abertausend Farben. Es ist das Priegnitzer Land mit seinen Feldern und Wiesen. Bunt breitet sich die Decke der Erde aus, schön und mannigfaltig. Das Gold der jungen Felder gleißt und glänzt und aus dem Gewoge der Halme recken Bäume sich empor. Hinter ihrem Grün liegen Häuser, ragen Kirchtürme in die schillernde Luft. Ein herrliches Land! Der Junge breitet die Arme aus, als wollte er es umfassen. Ganz trunken ist er von diesem Anblick und steht lange versunken in feierlicher Andacht. Erst als die Glocke wieder fernher klingt, wendet er sich zum Gehen und froher und reiner kehrt er heim, er, der auszog, um Gottvater zu suchen und die Heimat gefunden hat.

Am Gartenzaun tritt der Veteran wieder zu ihm. „Er hat schön gesprochen heut, der Vater!" meint der Alte, „bin wohl neugierig, ob du auch einmal so ein wackerer Prediger wirst wie er, der uns mit jedem Wort unsere Sünden und Untaten vorhält, aber mit dem Segen seiner Hand uns alles verzeiht, was wir in unserer Einfalt an Schlechtigkeit verüben."



„Ich will aber gar kein Pfarrer werden!" entgegnet der Bub.

„So, — ei, da schau an!"

„Nein, — ich will ein Veteran werden, wie du!"

Der Alte lacht. „Ein Veteran wird man erst, wenn man vorher ein Soldat gewesen ist, Junge. Und so ein Soldat, der muß kämpfen. Verstehst du das, he? Der muß kämpfen für seinen Herrn und König und für seine Heimat..."

„Eben drum will ich ein Soldat werden! Und ich werd schon meinen Mann stellen, verlaß dich drauf!"

Aber da legt sich plötzlich eine Hand auf die Schulter des Jungen und als der Bub sich umsieht, steht die Mutter hinter ihm.

„Du wirst den Beruf finden, mein Junge, zu dem der Himmel dich berufen hat. Und ob du ein Soldat oder ein Pfarrer werden wirst, das bestimmen nicht wir, das bestimmt ein anderer. Und nun komm, wir müssen deine Siebensachen zusammenpacken; morgen sollst du ja nach Salzwedel aufs Gymnasium kommen!"

Da schleicht der Alte mit kurzem Gruß davon und der Bub geht langsam neben der Mutter her ins Haus. Er ist nicht froh, er kann es nicht sein. Und doch will er die Eltern nicht betrüben. Ihr Wunsch ist es ja, daß er Pfarrer werden soll. Sein Sehnen aber gilt dem Kampf, dem Kampf um Recht und Freiheit. Er ahnt noch nicht, daß der Himmel ihn ausersehen hat, beide Berufe gleichzeitig zu erfüllen. Ein Prediger soll er werden, ein Prediger, der allen tief ins Herze redet, — aber auch ein Kämpfer, ein Streiter für das Recht, ein Soldat im Dienste des Vaterlandes und der Freiheit...

Da schreckt ihn ein Schlag aus seinen Träumen. Jahn fährt auf. Versunken ist alles, das Pfarrhaus, der Garten, — alles Nacht, dunkle Nacht ringsum und fluchende Stimmen von Männern, die mühsam aus dem engen Geviert des Wagens klettern. Mühsam richtet sich der Herr Polizeiinspektor auf. „Donner und Doria!" schimpft er, „nun ist ein Wagenrad gebrochen. Wir sind mitten auf der Charlottenburger Brücke, und in dieser Nacht können wir keinen Schmied mehr aus den Federn trommeln." Er kratzt sich hinterm Ohr und spuckt ärgerlich auf das Pflaster. Dann streicht er sich den Schnurrbart. „Tja —! Das heißt man Pech. Aber da ist nun nichts zu machen. Vier Mann schaffen den Wagen beiseite, ich werde den Befehl mit den

übrigen ausführen!" Dann wendet er sich mißgelaunt an Jahn. „Gefangener!" sagt er, „... es bleibt uns nichts anderes übrig, wir müssen zu Fuß weiter!"

Und durch die Nacht marschieren sie nun zu fünft und in ihrer Mitte geht ihr Gefangener, der Volksredner und Bücherschreiber Friedrich Ludwig Jahn. Sie führen ihn nach Spandau ins Gefängnis.

Ein seltsamer Student

Schon während seiner Schuljahre zeigte Jahn sich als eigenwilliger Kopf und als Student ist er bereits reifer als viele seiner Altersgenossen, die nur die Annehmlichkeiten des Lebens suchen. Er erkennt mit scharfem Blick bereits die Nöte, die Deutschland bedrohen. Auch sieht er schon klar das Grundübel im Charakter vieler Deutschen, nämlich jene seltsame, bis heute noch nicht erstorbene Vorliebe für fremde Art und undeutsches Wesen. Er stemmt sich mit aller Gewalt seines unbeugsamen Charakters gegen dieses unheilvolle Ausländertum, das ihm schwere Sorgen bringt und das er so sehr haßt, daß er im Kampfe dagegen alle studentische Fröhlichkeit flieht.

So, wie das Morgenrot den Tag ankündigt, so zeigen schon diese frühen Lebensjahre den künftigen Mann, der gewillt ist, trotz aller Gefahren mit Opfern und Taten für sein Vaterland einzustehen.

Der Gefängniswärter ist ein gesprächiger Mann, der gerne ein Schwätzchen macht und weil er augenblicklich nur ein paar Raufbolde in seinen Zellen hat, drum ist der Häftling Friedrich Ludwig Jahn der Vornehmste unter den Gefangenen, ein gebildeter Mann, mit dem man auch ein vernünftiges Wort reden kann, wenn er schon gewillt ist, ein klein wenig zuzuhören. Denn der Gefängniswärter hat viele Sorgen und eine solche Last trägt sich leichter, wenn

auch die andern Leute davon wissen (wenigstens meint das der Gefängniswärter).

„Ja, es ist nicht so einfach mit den Buben!" so beginnt er meistens, „läßt man sie nichts lernen, dann machen sie einem später einmal Vorwürfe. Und läßt man sie was lernen, dann kommt man aus den Sorgen nicht heraus. Mein Emil, nun, der ist ja richtig; der wird Konditor. Aber mein Hans, der ist ein Strick, der ist ein Raubauz, ein Revoluzzer ist der! Ja! Der hängt seinen Lehrern ein freches Maul an, der läßt sich nichts gefallen, wenn er im Recht ist. Und wie oft hab' ich's ihm schon gesagt! Hans, hab' ich gesagt, du bist armer Leute Kind, du mußt das Maul halten. Wir müssen alle das Maul halten. Ja, ja! Ich weiß das nämlich ganz genau; ich wäre sonst nicht Gefängniswärter hier in Spandau."

Jahn steht am Fenster. Nun blickt er sich um und es ist wahrhaftig ein recht verächtlicher Blick, den er dem Gefängniswärter zuwirft. „Sorgt nur dafür, daß Euere Kinder rechtzeitig das Maulhalten lernen, Ihr armseligen Kreaturen, ihr! So wird es in Deutschland bald nur noch Gefängniswärter geben, von denen einer auf den andern aufpaßt, daß er nicht aus der Enge des erlaubten Gedankenbezirks auswische. Gewiß, das Maul muß halten, wer im Unrecht ist und wer nicht selbst so zu denken vermag, wie es das Wohl des Vaterlandes von jedem Einzelnen fordert. Wer aber dem Ganzen, seinem Volke dienen will, der muß auf sich selbst gestellt sein von Jugend auf. Als ich zu Salzwedel auf dem Gymnasium war, seht, da bin ich auch so ein Kerl gewesen wie Euer Bub, der sich kein X für ein U vormachen ließ. Und das ist mir sauer

genug gefallen, wahrhaftig. Ich konnte mich erst nicht an die fremden Menschen dort gewöhnen und meine sogenannten Kameraden, meist junge Herrlein aus vornehmen Häusern, die wollten den altmärkischen Bauernjungen mit seinen derben Manieren nicht verstehen. Sie waren mir bald alle gleichgültig, die Laffen, die den Lehrern schön ins Gesicht taten und hinter ihren Rücken sie verlachten und verspotteten. Nein, ich wollte bei diesen Buben nicht länger bleiben und bat meinen Vater, er sollte mich aus dieser Schule nehmen. Und mein Vater war ein vernünftiger Mann — Gott hab' ihn selig! — und er holte mich heim. Erst ließ er mich wochenlang durch die Heimat wandern. Dann aber kam ich an die Schule zum Grauen Kloster nach Berlin und seht, in dieser Anstalt war es, daß ein Lehrer die Frage an uns richtete: In welchem Zeitalter möchtest du gelebt haben und welcher Mann möchtest du gewesen sein?

Diese Frage sollten wir in einem kleinen Aufsatz beantworten und die Siebengescheiten taten sich was zugute jetzt mit ihrer Pfiffigkeit. Sie wünschten samt und sonders entweder Griechen oder Römer zu sein. Sie warfen sich die Toga in weiten Falten um ihre schmalen Schultern und fühlten sich als kleine Perikles oder winzige Alexander. Sie begründeten das auch, ja, sie schwatzten sich die Lippen fransig, diese armseligen Burschen. Sie schwärmten von der Akropolis und von der blauen Adria. Auf wogenden Schiffen fuhren sie gen Rom und ließen sich mit goldenem Lorbeer die Stirnen bekränzen. Ich hörte sie reden und es kochte in mir. Ich war selbst noch ein Knirps, ein Dreikäsehoch, doch ich merkte, daß ich in diesen Augenblicken über

sie alle hinauswuchs, — auch über unsern Professor, der schmunzelnd auf seinem Katheder saß und händereibend den Erfolg seiner Erziehungsmethode genoß. Aber plötzlich fanden sich unsere Blicke. Plötzlich mußte er gemerkt haben, daß hier einer seiner Schüler saß, der in die unwahre Begeisterung nicht mit einzustimmen gedachte. Ich sehe noch, wie er den Kopf vorstreckte, den Finger hob und auf mich deutete. Ich höre den Klang seiner kreischenden Stimme, die sich jetzt an mich wandte: Nun, Jahn, — nun sag' uns auch: in welchem Zeitalter möchtest du gelebt haben und welcher Mann möchtest du gewesen sein?

Er konnte mich nicht einschüchtern und nicht erschrecken. Ich erhob mich ganz ruhig von meinem Platz und antwortete: „In gar keinem — und gar kein anderer!"

Diese Worte fielen wie eine Bombe in die Klasse. Erst stutzten alle und dann guckten sie verwundert drein und unterwürfig sahen sie zu dem hinauf, der plötzlich nun vom hohen Olymp herabgerissen worden war durch die bestimmte Antwort eines Jungen. Es entstand eine lange Pause. Meine Kameraden warteten wohl darauf, ob nun nicht ein Strafgericht losprasseln würde. Ich gestehe es: auch ich wartete, nein, ich wünschte, daß mir der mit der funkelnden Brille nun etwas erwidern würde. Ich wäre aufgesprungen, ich hätte ihnen erzählt von der Heimat, von meinem märkischen Land, vom Duft und der Schönheit unserer ewigen Heide, die ich nicht eintauschen wollte gegen die ewig blaue Adria und gegen die prächtigen Fassaden der Stadt am Lido. Und ich hätte ihnen gesagt, daß jeder ein Kerl werden könnte wie Perikles, wie Alexander der Große, wie Diogenes oder Sophokles, wenn er in unsern Tagen seinen Mann

zu stellen bereit wäre im Kampf um Deutschlands Einigung. O, ich hätte ihnen viel gesagt und meine Augen müssen besonders hell geleuchtet haben damals, so hell, daß ihr Funkeln blendete. Und deshalb ist es wohl gekommen, daß der vorn auf dem Pult das dicke Lehrbuch langsam aufblätterte und nichts sagte als: Wir wollen weiterfahren; wir kommen heute zur schwachen Deklination!

Ha, seht Ihr, Gefängniswärter, damals schon hab' ich's gewußt, daß ich auf dem rechten Wege bin, und ich kannte fürder nur eine Pflicht: diesen Weg nicht zu verlassen. Was mir deutsch und wahr und echt schien, das habe ich gesucht und alle Fremdländerei, alles Trachten nach falschem Schein blieb mir verhaßt.

Eines Tages war ich verschwunden. Sie suchten vergeblich nach mir in allen Ecken des Grauen Klosters zu Berlin. Schließlich glaubten sie gar, ich sei ertrunken, und es soll Leute gegeben haben, denen ich lästig gefallen war und die mich gern auf den Grund des Flusses hinabgewünscht hätten. Indessen aber saß ich zuhause. Die Heimat hatte mich wieder zurückgerufen und ich mußte ihr gehorchen. Wieder saß ich im Arbeitszimmer meines guten Vaters zwischen den alten lieben Möbeln oder draußen im Garten neben der Kirche. Oft lag ich im Gras und grub die Hände in das grünwogende Meer, und wenn ich zu den Büchern ging, dann geschah es nur, um die Mutter nicht zu kränken, deren Wunsch es noch immer war, ich möchte doch Pfarrer werden. So zog ich denn zu Ostern 1796 als Siebzehnjähriger nach Halle auf die Universität mit dem ernstlichen Entschluß, der Mutter alle Liebe dadurch zu vergelten, daß ich Pfarrer werden würde. Ich besuchte die

Vorlesungen; aber was die Grauköpfe uns erzählten, das erschien mir alles so unwichtig. Ich hatte ja den Herrgott längst gefunden, dort, in der Heimat, wo er zu mir getreten war in der Stille des Sonntagmorgens. Ich wußte, daß dieser Herrgott sich nicht in Paragraphen pressen läßt und daß gelehrter Schnickschnack ihn nicht einfängt. Wer ihn sucht, der findet ihn, weiß Gott, nicht in der Enge staubiger Hörsäle, der muß hinaus zu Flur und Wald in die weite Natur. So kam ich zu dem Entschluß, mir ein Feld zu pachten und mir die Kartoffeln selbst zu bauen, die ich essen wollte. Und so kam ich ferner zu der Einsicht, daß mein Geist sich nicht in die Enge einer Stube bannen läßt. Er drängt hinaus, um in freier Natur seinem Gotte näher zu sein. Am Ufer der Saale hatte ich eine Höhle gefunden, groß genug, daß ein Mensch darin aufrecht stehen konnte. Dort wohnte ich einen Sommer lang und ich kann euch sagen, Gefängniswärter, es war die köstlichste Zeit meines Lebens. Ich lag, ich atmete, ich schlief am Herzen der Natur. Keine ihrer Regungen blieb mir verschlossen, ich war eins geworden mit den Vögeln unter dem Himmel und mit den Blumen am Waldrand. In meine Träume hörte ich die Käuzchen schreien, der Sang der Lerche weckte mich des Morgens. Dann sprang ich auf von meinem harten Lager, stürzte hinab voll jugendfrischer Begierde und schwamm im Fluß, in *meinem* Flusse; denn für wen hat Gott diese schöne Welt geschaffen, wenn nicht für uns, für uns Menschenkinder? Tagsüber schaffte ich bald auf meinem Felde, bald saß ich vor dem Eingang meiner Höhle, um in Büchern nach den Freunden meiner Seele zu suchen. Damals fand ich Schiller, fand die Großen des Geistes

und erkannte, daß unser Land nicht nur schön und reich ist, sondern daß es ein kluges Land ist, ein Land der Dichter und Denker. Vornehmlich aber studierte ich Geschichte, um aus der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und um über die Zukunft nachzudenken. Und was ich da las, es erfüllte meine Seele mit Zorn und Wonne, mit Trauer und Freude. Ich erkannte, wie groß und edel die deutsche Seele ist, wie kein Opfer, keine Tat ihr zu gering erscheint, wenn es gilt, für Recht und Wahrheit einzutreten. Ich erschauderte aber auch vor der Zerrissenheit unseres Volkes, vor seiner Dummheit, muß ich sagen. Ich erkannte, wie fremde Mächte in ihm wirken, allen voran Frankreich! Ja, — ich hatte schon damals den Gifthauch des tückischen welschen Lindwurms gespürt, der im Westen auf uns lauert, um unser Vaterland im geeigneten Augenblick von hinten zu überfallen, auf daß er der heimatlichen Erde die schönste Beute für seinen unersättlichen Rachen entreiße. O Mann, was hab' ich da erduldet in dieser Erkenntnis, und wie froh bin ich doch eines Tages vor meine Höhle getreten und habe es in den Wald hineingerufen, das einzige, was not tut: Seid einig, ihr deutschen Volksstämme! Und was ich damals rief und was im Walde sich im Rauschen der Bäume verlor, ich habe es auch draußen gerufen, später, immer wieder; denn ich hatte erkannt, daß nur Einigkeit unserem großen Vaterlande die Macht und das Ansehen verleihen kann, das ihm gebührt. Und weil ich von dieser Wahrheit nicht gewichen bin bis auf diesen Tag und bis zu dieser Stunde, seht Gefängniswärter, seht, deshalb sitze ich hier hinter Schloß und Riegel. Aber ich werde nicht schweigen und sollte man mich in die tiefsten und dunkelsten Keller


CHOMTON

hinabstoßen, so wird mein Gedanke Einigkeit und mein Gebet Deutschland heißen!"

Groß, hochaufgereckt steht Jahn in der Zelle. Er hat die Hände auf die Brust gelegt, damit das klopfende Herz sie nicht zersprenge. Mit einem scheuen, aber mit einem bewundernden Blick sieht der Gefängniswärter auf zu ihm und nur, um die peinliche Stille zu unterbrechen und um ein Wort zu sagen, stammelt er: „Aber die Andern, die werden nicht an Euch glauben, Jahn!"

„Wer sind die Andern?" fragt der Gefangene und gibt sich selbst die Antwort: „Diese Andern sind nur die niedrigen Geschöpfe, die Einfältigen, die Schwachen oder die Feinde, die Verräter. Seht, schon damals in Halle hatte ich nur wenig Freunde, die gleichen Sinnes mit mir waren. Sie kamen zuweilen heraus in meine Höhle, und dann suchten wir uns ein ehrlich Treffen im Gedankenstreite zu liefern. Die Andern aber — noch jetzt könnt' ich nur verächtlich über sie lachen! — die Andern hockten in ihren Kneipen vor den vollen Humpen und tranken immer noch eins, bis sie besoffen unter den Tischen lagen. Ha, — einmal ließ ich ihnen sagen, wie sehr ich sie verachtete, diese Kerle, und da beschlossen sie, mich mit der Hetzpeitsche aus meiner Höhle zu jagen. Es war ein trüber Tag, als sie eines Abends an meine Höhle heranschlichen. Ich sah sie kommen und beschloß sogleich, ihnen die Freude gründlich zu verderben. Heimlich versteckte ich mich hinter einem Felsen, der über dem Erdloche lag. Sie schlichen heran wie die Füchse, sie krochen auf allen Vieren wie die schmutzigen Lurchen und einer nach dem andern drang in meine Höhle ein. Als ich sie aber alle drinnen wußte, sprang ich hinter meinem Ver-

steck hervor und rief hinein, daß ich jeden, der sich herauswage, mit einem Stein erschlagen würde. Ich hatte das so bestimmt und mit soviel Zorn in der Stimme gerufen, daß sie an meiner Rede in ihrem dunklen Gefängnis drinnen wahrhaftig keinen Zweifel hegen konnten und seht — da blieb ihnen denn nichts anderes übrig, als um schön Wetter zu bitten. Ich peinigte sie solange, bis sie mich anflehten, ich möchte sie doch wieder aus der Falle lassen, sie würden mir auf ihr heiliges Manneswort — ja, auf ihr Manneswort, sagten sie, die Tröpfe! — kein Haar auf meinem Haupte krümmen. Sie beschworen, sie hätten nur einen Spaß sich erlaubt und ich möchte sie freigeben. Nun, da sie sich schmachvoll ergeben hatten, ließ ich sie wieder abziehen und schickte ihnen noch ein teuflisches Lachen nach. Ich sehe sie noch heute davonschleichen mit gesenkten Köpfen und heute weiß ich es: so muß es allen Feinden unseres Vaterlandes ergehen, wenn es besser werden soll in Deutschland! In ihren eigenen Netzen müssen sie sich fangen, alle, alle, — und erst wenn sie geschworen haben, künftig die diebischen Finger von allem zu lassen, was deutsch und wahr ist, dann sollen wir sie davontreiben, hinausjagen, damit sie unsere Ehre nicht mehr beflecken.

Ihr werdet es mir glauben, daß ich die Nähe solcher „Kameraden" mied und daß es mir nicht schwer fiel, mich von ihnen zu trennen. Ich wanderte nach Greifswald, das damals noch schwedisch war und fand das große Glück meiner Jünglingsjahre, ich fand den Lehrer, den ich lieben, an den ich glauben konnte: Ernst Moritz Arndt! Er sprach es aus, was ich in meinen einsamen Stunden längst erdacht und ersonnen hatte; er fand die Worte für das,

was mich in tiefster Seele bewegte, und wenn ich mir denke, er würde jetzt in diese Zelle treten, dann weiß ich, daß er mir die Hand darreichte und zu mir sagen würde, was er zuweilen sprach, wenn wir in einem Gedanken uns gefunden hatten: Das war rechtschaffen, Jahn! Ja, Gefängniswärter, es ist rechtschaffen, was ich tat und warum man mich hier gefangen hält wie einen Dieb oder einen Verbrecher. Und nichts wird mich von diesem meinen Glauben bringen und ich werde weiterhin kämpfen als ein Streiter für die rechte Sache; ich werde weiterhin kämpfen denn mein Gebet heißt Deutschland...“

„Ihr seid ein starker Mann, Jahn, ein starker, aufrechter Mann, wahrhaftig!“ sagt der Gefängniswärter, „... und Ihr werdet es auch stark und gefaßt aufnehmen, was ich Euch noch zu sagen habe. Es fällt mir ja schwer, daß ich Euch diese Kundschaft bringen muß: Euer Töchterchen — ist gestorben!“ —

Einen Augenblick wankt Jahn. Er hält sich am Tische fest und tief erschüttert flüstert er: „Gestorben, — gestorben, — also auch diese Hoffnung zunichte! — Das liebe Kind — das gute Kind!“

Der Gefängniswärter will ihm ein Trostwort sagen; er aber winkt ihm mit der Hand, als wollte er ihn bitten, jetzt zu schweigen. Dann aber hebt er plötzlich den Kopf und mit tränenerstickter Stimme ruft er: „Was ich dem Walde anvertraut, ich sag es euch, ihr kahlen Wände meines Gefängnisses: nichts wird meinen Glauben erschüttern. Auch du, hartes, unbarmherziges Schicksal wirst mich nicht niederzwingen; denn mein Gebet und mehr noch: mein Glaube — heißt Deutschland!“

Der gefangene Tiger

Nach den Studentenjahren hoffte Jahn an der neubegründeten Universität zu Berlin eine Stellung zu finden. Doch sah man nicht auf den Menschen, der sich da bewarb, sondern auf die Zeugnisse, die er vorlegte. So kam's, daß stets andere als Lehrer an die sicheren Staatsstellen berufen wurden, andere, von denen man heute nicht einmal mehr die Namen weiß. Um sich sein Brot zu verdienen, mußte Jahn Privatunterricht geben. Schließlich kam er als Aushilfslehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Mathematik an das Graue Kloster zu Berlin. Mit jugendlichem Eifer betrieb er seine erzieherische Tätigkeit, die bald weit über die Grenzen des engen Schulgebäudes hinaus bekannt werden sollte; denn nun begann Jahn mit seinen Schülern auf der Hasenheide zu turnen. Ihm galt die alte Weisheit, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könnte, als Grundsatz aller Jugendbildung. Außerdem wollte er aber auch seine Schüler zu tatkräftigen deutschen Jungen erziehen, die später keine feigen Stubenhocker sein sollten, sondern mutig genug wären, im rechten Augenblick das Schwert zu ergreifen. Er selbst meldete sich ja auch als einer der ersten freiwillig zu den Fahnen, als im Jahre 1813 das Volk aufstand und der Sturm losbrach. Die meisten seiner Schüler folgten diesem Beispiel ...

Wir wissen, daß das Jahr 1813 mit ehernen Buchstaben in die Geschichte des deutschen Volkes eingetragen ist; aber wir

wissen nicht mehr, daß man damals schon die Gefahr bald vergessen hatte, die der Heimat von Frankreich her drohte. Man liebäugelte mit der „westlichen Kultur", die man für feiner, gebildeter und der vornehmen Leute würdiger erachtete. Mit Hohn bewarf man deshalb das Streben Jahns, die Jugend gegen die Franzosen wehrhaft zu erhalten. Dagegen wurden die inneren Geschäfte des Staates und seiner Verwaltung mit großer Sorgfalt und pimplicher Kleinlichkeit ausgeführt. Der hohe Amtsschimmel ritt durchs deutsche Land und auf seinem Rücken saß stolz Herr Biedermeier und freute sich des Friedens, den andere für ihn erkämpft hatten.

In solchem „Otterngezücht" erkannte Jahn die eine Gefahr, im „welschen Lindwurm" die andere, die im Westen lauerte.

Und diesen Tieren der Finsternis galt sein Kampf.

Nach vier Tagen wird Jahn in das Gefängnis zu Küstrin gebracht. Seine Zelle liegt über einem Torbogen und durch die Ritzen der Dielen dringt deshalb eisige Kälte in das unfreundliche Gemach. Hier ist er nun ganz einsam; niemand, auch kein Gefängniswärter kümmert sich um ihn. Aber draußen im weiten deutschen Land gibt es Menschen übergenug, die teil haben an seinem Schicksal und täglich wirft ihm der Wärter einen Stoß Briefe auf den Tisch, deren Siegel alle erbrochen sind. Man muß doch acht haben, daß der Revolutionär nichts Staatsgefährliches unternehme, daß er zu den geheimen Verbindungen und Verschwörungen nicht neue, gefährlichere anzettle!

So hat denn Jahn reichlich zu tun, um vielen ein Wort des Trostes zu schreiben, um die Betrübten aufzurichten und den Freunden zu danken. Immer aber gilt sein

Gruß zuerst der lieben Frau, deren Einsamkeit und Schmerz er mit männlichen Worten zu lindern sich müht, indessen er selbst das schlechte Briefpapier mit Tränen netzt. Trauer und Zorn leben in seiner Seele, und wenn er drunten auf der Straße das geschäftige Leben der Stadt mit Wagenrollen und Menschenstimmen in seiner Stille vernimmt, wenn er hört, wie die Soldaten mit gleichmäßigem Schritt, mit Trommeln und Pfeifen durch den Torbogen hindurchmarschieren, dann geht er wohl in seiner Zelle auf und ab wie der gefangene Tiger im eisernen Käfig und ballt die Fäuste und wird ganz mutlos.

In solcher Stimmung schreibt er heute einen Brief an einen jungen Freund, dessen Lehrer er am Grauen Kloster zu Berlin gewesen ist und der zu den vielen gehört, die sich an Jahn erinnerten und ihm ein paar Worte der Treue in seine Zelle sandten.

„Lieber junger Freund!“ — so schreibt Jahn — „Wakkerer Kamerad! Es ist mir ein Trost, von so vielen getröstet zu werden. Daß Du nicht der Letzte unter denen bist, die es gut mit mir meinen, das weiß ich gewiß. Wir haben uns Jahre nicht gesehen, und ich kann mir nicht vorstellen, wie die Leiden unserer Zeit sich in Dein Gesicht eingegraben haben. Ich sehe im Geiste nur vor mir das schlanke und ranke Bürschchen, das in meinen Geschichtsstunden mit leuchtenden Augen meinem Vortrage folgte und das als einer der schnellsten hinter mir dreinlief, wenn wir auf der Hasenheide über die Stoppelwiese rannten. Damals seid Ihr mir gefolgt wie rechte Kameraden. Herrgott, wie war das schön! Weißt Du noch, wie wir das erstemal uns im Weitsprunge versuchten, wie wir von einer kleinen

Anhöhe herab mit kräftigem Schwung ins Heidekraut uns stürzten gleich den alten Germanen, die auch auf solche Weise Mut und Kraft des Körpers zu stählen und zu steigern sich mühten. Und weißt Du noch, wie wir statt der Pferde uns künstliche Rosse bauten, die auf vier hölzernen Beinen standen und deren Leiber nur Lederbälge waren, statt des Blutes angefüllt mit Wolle und dürrem Gras, ohne Fleisch und Sehnen, aber für uns doch so lebendig, wie wenn es richtige und wahrhaftige Pferde gewesen wären? Wir hatten ihnen ja einen Schwanz angehängt, einen richtigen Schwanz aus Roßhaaren sogar und so eine Art Kopf trugen sie auch. Sie sahen lustig genug aus, wahrhaftig — aber wir schwangen uns auf sie, wir sprangen über sie hinweg wie unsere Vorfahren es taten. Wir übten der Beine und Sehnen kraftvolles Spiel, im täglichen Kampf, im Turniere und nannten unser Tun drum auch Turnen. Weißt Du es noch? Und denkst du noch an die Schar der Gaffer, die unseren Spielplatz umstand und mit spitzen Reden unser Mühen bewarf? Es waren feine Herrchen und vornehme Damen darunter, die ihren Spott über uns hatten! Wir kümmerten uns nicht um sie, wir wußten, warum wir das taten! Dem Vaterland zuliebe geschah es, das damals wie heute noch, zertreten am Boden liegt. Ich hatte es ja mit eigenen Augen gesehen, was in der Heimat und mit der Heimat geschah. Verräter im eigenen Lande damals wie heute und dunkle, schwarze Wolken allüberall im ganzen Reiche. Als ich Greifswald und meinen lieben alten Lehrer Arndt verließ, da fand ich nirgends Ruhe. Ich irrte in Deutschland umher; denn ich suchte Deutschland und fand es nicht. Ich suchte es mit

den Augen und sah es nicht. Ich wollte es mit dem Hirne ergrübeln und erdachte es nicht. An zehn Universitäten bin ich gewesen, ich war Hauslehrer im Mecklenburgischen, wahrhaftig: ‚Ich hân Lande vil gesehen!‘ Und ich versuchte über dieses Deutschland mit mir selbst zu rechten. Ich kämpfte in mir selbst den Kampf der Nation, ich schlug mich mit den Feinden deutschen Wesens im Geisteskampfe. Sieh, damals mußte ich noch fordern, daß an den Schulen auch preußische Geschichte gelehrt werden müßte und nicht nur der Schnickschnack von griechischen Göttern und römischen Volksverführern. Damals wollte ich auch „über die Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes“ zu meinem Volke reden; denn die Sprache Luthers schien man vergessen zu wollen über dem falschen Glanze französischer Wendungen und Schönredereien. Das welsche Geschwätz wollte ich verbannen und an seine Stelle wieder die gute deutsche, kräftige Sprache setzen, die klar und ohne Umschweif das sagt, was das Herz ihr auf die Zunge legt. Ich wollte besonders den Gebildeten zeigen, wie mannigfach sich diese unsere Muttersprache bilden und wandeln läßt und wie mit neuen Wendungen aus alt vergessener Zeit sie immer noch schöner und noch reicher gemacht werden könnte.

Ich vermochte die Arbeit nicht zu vollenden. Das Kriegsgewitter von 1806 überraschte mich dabei und ich dachte mir, daß es dem Vaterlande nützlicher wäre, es mit dem Schwerte und nicht mit der Feder zu verteidigen. Ich habe es Euch oft erzählt, daß es mein Sehnen war, unter Prinz Louis Ferdinand zu dienen und — daß ich zu spät kam; denn der wackere Held war schon bei Saalfeld gefallen. Ich erzählte Euch auch, daß ich da zu dem Ent-

schlusse kam, ins Hauptquartier zu wandern, um mich dort zu den Fahnen zu melden, wo ich glaubte, auf den schwierigsten Platz gestellt zu werden. Du weißt — dieser Gang war der größte Leidensweg meines Lebens, viel schrecklicher und trauriger als jener Weg, den ich erst jüngst vom Totenbette meines Kindes aus über das Gefängnis von Spandau bis hierher nach Küstrin zurücklegen mußte; denn hier bin ich mit meinem Leid allein gewesen, aber damals sah ich das Leid und den Untergang meines Vaterlandes. Ich mußte den gewaltigen Kampf vom 14. Oktober 1806 miterleben; ich sah den gänzlichen Zusammenbruch des preußischen Heeres bei Jena und damit waren meine Hoffnungen, die ich auf Preußens Macht gesetzt hatte, dahin. Du weißt, mein lieber junger Freund, daß mir der Schmerz darüber so sehr ans Herze rührte, daß ich, ein Neunundzwanzigjähriger, also in einem Alter, in dem Du heute bist, eines Morgens mit ergrautem Haare mich im Spiegel wiedersah. Und dennoch gab ich damals die Hoffnung nicht auf. Dennoch fand ich im tiefsten Gram den Glauben, der mich damals, wie heute und immer aufrichten wird und muß: Der Glaube an Deutschlands Zukunft. Sie ist mein Gebet, sie ist mein Hoffen Tag und Nacht: Deutschlands Zukunft kann nicht in der Dunkelheit versinken und mögen auch die schwarzen Mächte alle Wetter der Hölle heraufbeschwören! Siehst Du: Das ist das einzig Trostvolle hier in meiner Einsamkeit, daß ich mir immer wieder sagen darf: Noch sind wir nicht verloren; noch sind wir zu retten. Aber nur durch uns selbst! Und weil ich damals kein falscher Prophet war, drum wird mir auch diesmal unser Herrgott recht geben. Damals galt es ja eine viel

größere Sache: Die Befreiung Deutschlands aus den Krallen Napoleons. Jetzt, mein Lieber, jetzt geht es nur um mich. Und was bin ich? Nur einer, der es gut meint und der vielleicht den Mut hat, zu sagen, w a s und w i e er es meint.

Ich habe den großen Kampf um Deutschlands Befreiung vom Joch des Korsen mit ausgefochten; ich werde deshalb den anderen Kampf um Deutschlands Reinerhaltung und Volkwerdung nicht minder tapfer bestehen, — verlaß Dich darauf! Die Beleidigungen und falschen Anklagen, mit denen man mich bewirft, was sind sie gegen jene Schmach, die mein Deutschland erleiden mußte? Weißt Du es noch, wie wir die Zähne zusammenbissen, als wir hörten, daß der Franzosenkaiser mit den besten Söhnen unseres Landes ostwärts gezogen war, hin zu Rußlands ewigen Schneefeldern und Eiswüsten. Und erinnerst Du Dich noch, wie wir nach einer Wehrübung sprachlos auf dem Turnplatz in der Hasenheide standen und der beißenden Kälte nicht achteten, weil man uns in Winterszeit das Märchen vom neuen Frühling gebracht hatte. Ich sehe ihn noch, unsern Ferdinand August, wie er den Feldweg heraufrannte, uns die unglaubliche Nachricht zu bringen, daß Napoleon in Rußland eine gewaltige Niederlage erhalten habe. Hei! Der Brand von Moskau und die Kämpfe an der Beresina klangen wie Lügen in den Ohren der Zaghaften. Doch uns, uns die Hoffenden, entfachte diese Kunde zu kühnem Entschluß. Das Herz schlägt mir höher, denk ich daran. Du siehst, die Hand erbebt mir beim Schreiben, weil mir ist, als säßen wir wieder, wie damals, in meinem Zimmer und mitten unter uns steht derselbe Gymnasiast Ferdinand August und liest uns sein Spottgedicht vor:

Mit Mann und Roß und Wagen
hat sie der Herr geschlagen!

Wie jubelten wir damals, wie dröhnten unsere Lieder in diesen unvergeßlichen Tagen bis hinab auf die Straße, daß die Spießbürger verwundert stehen blieben und sich eilten, beim Rektor Anzeige zu machen, weil sie meinten, eine Räuberbande würde sich in meiner Bude gegen die Gesetze der Welt verschwören. Und wir hatten uns verschworen und Du warst es, der da auf den Tisch sprang und zwei Worte in unsere kleine Versammlung riefst, zwei Worte, die ich Dir danke, mein Leben lang: Zu Lützow!

Ja, zu Lützow mußte unser Weg führen; denn wo sollten wir anders die endliche Befreiung des Vaterlandes ertrotzen?

Im Februar anno 13 trat ich dann als erster in Lützows Freikorps ein, und Ihr folgtet mir getreulich in den nächsten Tagen, wie wir uns das zugeschworen und beschlossen hatten. Der Krieg trennte uns und verschlug uns nach allen vier Winden und viele von unsern Freunden haben die Heimat und uns, ihre Brüder, nicht wieder gesehen. Sie liegen gut, unterm Rasen, mein Lieber. Sie starben für des Vaterlandes Sache, dies sei Dein Trost; denn ich weiß, daß Dein Vater mit unter ihnen ist. Es gibt noch Menschen in Deutschland, die sich derer erinnern, die ihr Blut geopfert haben für die Freiheit Preußens. Glaube mir das, trotz allem, was geschieht und was mit mir geschehen ist. Was jetzt über Deutschland sich breitet, ist nur eine kurze Nacht, weil allzuviel Licht der Freiheit am Himmel erstrahlte. Der glorreiche Sieg von 1813 und

alles, was danach kam, hat Mächte der Dunkelheit nicht ruhen lassen. Und nun schleichen sie hervor wie Otterngezücht, um die neue Saat zu unterwühlen, die aufgehen und grünen und Früchte tragen möchte. Aber Du weißt ja, mein Lieber: Ottern tritt man auf den Schädel. Mit einem Fußtritt zerspaltet man solch einem Tier das giftige Haupt. Und solche Fußtritte auszuteilen bin ich gesandt, und ich werde keinen schonen, des sei gewiß. Neider behaupten, mein Turnen sei staatsgefährlich und der Staat, in dessen Verwaltung jeweils solches Otterngezücht umherkriecht, derselbe Staat, für dessen Wohlergehen und Erhaltung ich und Du und viele gekämpft haben, der sieht in mir und meinen Unternehmungen ein staatsgefährliches Treiben und verbietet das Turnen. Schüttle Dich vor Lachen! Ha! — Der Staat, der kräftige Männer braucht, um das zu erhalten, was kräftige Männer ihm erwarben und ertrotzten, derselbe Staat löst Turn- und Schützenvereine auf und stellt jene Universitäten, in denen der Geist der Freiheit lebt, unter Polizeiaufsicht!

Schreien möchte man ob soviel Albernheit und Aberwitz! Und immer wieder lachen, lachen möchte man, wenn man nicht weinen müßte, weinen über soviel Undankbarkeit — über soviel Dummheit. Höre: Mein Turnen schade der Jugend, weil es von Demut und Milde entferne! Verstehst Du das? Ich verstehe es nicht — nein! nein! nein! —

Und der Haß meiner Feinde geht so weit, daß sie den schändlichen Verdacht aussprachen und heute noch behaupten, daß ich, ich Friedrich Ludwig Jahn, ein — Verbrecher sei und zur Ermordung eines Polizeidirektors aufgefordert hätte.

Ich sprach vorhin von Otterngezücht. Dies Bild und Gleichnis ist falsch, mein Lieber. Ottern sind Tiere. Aber die, die solche Lügen aufbringen, sind Teufel. Nicht, weil sie mich damit belästigen. Nicht, weil ich jetzt deshalb hiersitze in dieser kalten Zelle. Was bin ich denn? Es geht nicht um mich, — es geht um Preußen, um das deutsche Land! Es geht um die Heimat, Freund! Sie will man vernichten, indem man jene vertilgen will, die für die Heimat einzutreten wagen. Ein schlappes, faules und demütiges Geschlecht will man, eine verweichlichte Bande von Muttersöhnchen und Stubenhockern, die leicht zu Kreuze kriechen, ob nun ein Pfaffe oder ein Jude sie regiert. Aber wir sind Deutsche und wir werden deutsch zu handeln wissen!

In diesem Sinne bin und bleibe ich
Dein getreuer Freund und Lehrer
F. L. Jahn."

Ein ganzer Stoß Papiere liegt neben dem Schreibenden, der jetzt erst, fast mit Lächeln sieht, daß er mehr ein Buch als einen Brief geschrieben hat. Auf den Buchstaben klebt noch der Streusand; denn im Eifer und in der Begeisterung hatte Jahn ganz vergessen, die Blätter abzublasen. Nun faltet er sie zusammen und gibt sie dem Wärter, der eben hereintritt, um das einfache Abendessen zu bringen.

„Ich wünsche, daß dieser Brief sogleich bestellt wird!" sagt Jahn. Der andere nimmt das Papier vom Tische, steckt es zu sich und schleicht hinaus und weil Jahn, gleich dem gefangenen Tiger, wieder mit langsamen Schritten das Zimmer durchmißt, kann er das hämische Lächeln nicht sehen, mit dem der Wärter ihn nun verläßt.

Wer ist hier der Richter?

In den Jahren nach den Befreiungskriegen stand Deutschland unter dem Einfluß zweier Strömungen. Vom Westen, von Frankreich her, versuchten freiheitliche Ideen einzudringen. Dort huldigte man insgeheim der Volksherrschaft, der republikanischen Verfassung, die dem Volke zum mindesten ein Mitregierungsrecht einräumt.

Ganz anders aber waren die Einflüsse des Ostens, und zwar in der Hauptsache Rußlands. Der Zar wollte dem Volke gar keine Macht überlassen. Seine Ansicht war, daß der Fürst unumschränkter (absoluter) Herrscher in seinem Lande sein müßte, und daß das Volk bloß seinem Willen zu dienen hätte.

Vaterlandsliebende Männer erkannten die Gefahren beider Regierungsarten und forderten für Deutschland einen klugen Ausgleich: Ein einiges Volk unter der Führung eines Fürsten; doch wollten sie auch haben, daß dieser Fürst bereit sei, den Rat der Volksvertreter zu hören.

Einer der tapfersten Männer, die für diese Regierungsform durch Rede und Schrift eintraten, war Jahn. Er hatte damit die Edelsten auf seiner Seite. Jedoch die deutschen Fürsten wollten nichts von einer Mitregierung des Volkes wissen. Sie standen bereits allzusehr unter dem Einfluß Rußlands und Österreichs und duldeten eher, daß russische Schriftsteller und Polizeispitzel (wie Kotzebue) den deutschen Bürger in ihren Dichtungen verspotteten, als daß sie auf ein offenes Wort aus dem Munde Jahns gehört

hätten. Durch Polizeispitzel und durch ihre Beauftragten (unter denen in Österreich der Fürst Metternich einer der Schlimmsten war) ließen sie die deutsche Jugend, besonders die Studenten und ihre Professoren streng bewachen. Sie lebten in ständiger Angst vor einer Erhebung des Volkes und vermuteten überall Verschwörung und Mordanschläge. Natürlich fehlte es auch nicht an Verleumdern, denen sie gern ein williges Ohr liehen, und so hatten sich auch Leute gefunden, die Jahn als den Mitbegründer eines „deutschen Bundes" bezeichneten, dessen Mitglieder sich gegen die Fürsten auflehnen wollten. Wo aber solche Verdächtigung nicht ausreichte, da gelang es bald — wie wir hören werden — noch andere, schlimmere zu ersinnen.

Es ist nun besonders interessant, daß einer der berühmtesten deutschen Erzähler und Tondichter, der bekannte E. T. A. Hoffmann, der in seinem Berufe Jurist (Rechtsgelehrter) war, die Akten gegen Jahn zu überprüfen hatte. Es ist derselbe Hoffmann gewesen, den man heute noch als den Gespenster-Hoffmann bezeichnet, weil er in seinen Dichtungen allerlei gespensterhafte Wesen auftreten läßt und weil er selbst ein Kauz war. Dichten und Musizieren ging ihm vor seinem Berufe. War er gerade von einer Idee erfaßt, so konnte er alles um sich vergessen; dann lebte er nur in der gespensterhaften Welt seiner Dichtung, und die Personen, die er ersann, traten so leibhaftig vor seine Augen, daß er sie mit Vorliebe auf irgendeinen Fetzen Papier zeichnete.

Wir werden diesen seltsamen Menschen gleich kennen lernen.

Der Mai des Jahres 1825 ist mit Nebel und Regen ins Land gekommen. Schwere und graue Wolken hängte er an das himmlische Firmament, und wie in winterlicher

Zeit so ist's selbst am frühen Morgen noch dunkel in den Zimmern. Deshalb stellt der Gerichtsdiener im Vorraum des Saales einen Leuchter mit brennenden Kerzen auf den Tisch und der fremde Herr, der soeben mit der Postkutsche gekommen ist, setzt sich nun neben das Licht und liest in den Akten.

Die Kerzen werfen gespenstische Schatten an die Wand und der Diener beeilt sich deshalb, alles für die Gerichtssitzung so schnell als möglich herzurichten; denn er möchte sich rasch aus der Nähe des Unheimlichen entfernen.

Wer ist er denn, der dürre hagere Mensch da mit der Vogelnase und dem struppigen Haar? Jetzt kritzelt er gar mit dem Federkiel auf einem Papier hin und her, zeichnet krause Linien und seltsame Schnörkel und schließlich wird es eine Figur, eine grausige Figur, so wie das malende Männlein selbst.

Seltsam, seltsam! flüstert der Diener und möchte sich jetzt geschwind entfernen. Aber da geht die Türe auf und die Herren des Gerichts treten in die Stube.

Der Kleine erhebt sich, verbeugt sich lässig und flüstert seinen Namen: „Hoffmann, Mitglied der Immediat-Untersuchungskommission."

„Aha!" sagt der dicke Herr, der als Erster in die Stube trat, „... Sie haben also den Fall Jahn behandelt, Herr Kollega! Ich nahm Einsicht in Ihre Akten und ich muß sagen — ich gehe eins mit Ihrer Ansicht. Man wird den Mann freisprechen müssen und ich glaube, daß dies auch, trotz aller widersprechenden Meinungen, die Ansicht des königlichen Kabinetts sein wird..."

Da fährt der Diener auf. „Herr Oberlandesgerichts-

rat," stammelt er, „... vom königlichen Kabinett ist ein Schreiben angekommen. Ich habe es Herrn Oberlandesgerichtsrat auf sein Zimmer bringen wollen, aber Herr Oberlandesgerichtsrat waren noch nicht anwesend. Da habe ich das Schreiben in den Aktenschrank gesteckt, Herr Oberlandesgerichtsrat — und von dort will ich es flugs holen ..."

„Na, — aber dann rasch!" befiehlt der hohe Vorsitzende.

Aber es geht gar nicht so rasch. Das Schreiben ist nicht zu finden. Der Diener rauft sich die Haare. Die Herren Richter rennen von einer Stube zur andern. Nur der kleine Unheimliche sitzt neben dem Leuchter und zeichnet komische Figuren.

Jahn muß zwei Stunden im Vorraume warten. Es wird ihm zu bunt. Schließlich muß man seinen wiederholten Beschwerden nachgeben und sehr mißgelaunt eröffnet der Vorsitzende die Verhandlung:

„Man hat Euch den Prozeß gemacht, Friedrich Ludwig Jahn, weil Euere Unternehmungen zuständigen Persönlichkeiten als staatsgefährlich erschienen sind. Man klagt Euch an, die Gründung eines deutschen Bundes bewirkt zu haben, dessen geheime Machenschaften hochverräterischer Art sein sollen, weil sie sich gegen die unantastbare, heilige Gewalt der deutschen Fürsten wenden."

Jahn lächelt und ruhig erwidert er: „Sofern das Streben zur endlichen Einheit unseres zersplitterten deutschen Volkes, sofern die Bemühungen, den Erzfeind, die ewige Zwietracht, abzuschütteln und die vermaledeite Ausländerei zu vertreiben Machenschaften hochverräterischer Art sind, will ich mich gern zu dieser Schuld bekennen."

Der Vorsitzende: „Und wie denkt Ihr Euch diese unersprießliche Einigung?"

Jahn wirft den Kopf zurück. „Unersprießlich?" fragt er. „Ich habe sie je und je für Deutschlands einzige und letzte Rettung gehalten, doch habe ich mir nicht den Kopf darüber zerbrochen, welcher Staat an die Spitze treten würde, ob es reihum gehen sollte wie das Bierbrauen in kleinen Städten, oder ob die Krone für immer nur einem einzigen zugeteilt werden müßte. Ich wüßte auch keinen vorzuschlagen; denn ich kenne unter den neununddreißig Staaten des deutschen Bundes keinen einzigen, der sich selbst regieren kann, viel weniger einen, der auch die übrigen achtunddreißig mitregieren könnte."

Der Vorsitzende unterbricht ihn. „Zur Sache!" sagt er, „wir haben noch Wichtigeres zu besprechen heute. Zunächst hab' ich Euch zu eröffnen, daß die angebliche Billigung eines etwaigen Meuchelmordes Euererseits an dem Polizeidirektor Kamptz sich als unnachweisbar herausgestellt hat."

Jahn lacht hell auf. Im Zuschauerraum entsteht Unruhe. Der Vorsitzende muß einigemal mit dem silbernen Glöckchen schellen. Jahn tritt einen Schritt vor und zum Publikum gewendet, spricht er: „Es wird sie interessieren, verehrte Zuhörer, daß der gewissenlose Angeber, der mich in solches Unheil stürzte, vom König zum Konsistorialrat ernannt wurde." Und zu den Herren des Gerichts sagt Jahn: „Ich beantrage, daß diese würdige Tat in einem Ehrentempel mit goldenen Lettern an die Wand geschrieben werde."

Der Richter schiebt ärgerlich die Akten beiseite. „Darüber steht uns kein Entscheid zu," meint er; aber Jahn weiß gleich die rechte Widerrede: „Sind wir nicht hier, um über Spitzbübischkeiten zu verhandeln, hoher Gerichtshof?"

Der Vorsitzende beachtet die Frage nicht; er geht zum nächsten Anklagepunkt über: „Außerdem sollt Ihr über Euer Turnen Rede und Antwort stehen, sollt in Sonderheit über das unmögliche Verhalten Euerer Anhänger Euch äußern, die schon allein durch Kleidung und Betragen absonderlich auffallen und den Kastengeist und Dünkel allmählich zu einem Fanatismus für eine vermeintliche Freiheit ausarten lassen. Was hat der Angeklagte dazu zu sagen?"

Da reckt Jahn sich hoch auf, breitbeinig steht er mitten im Saal. Er spricht nicht zu dem Gericht, nicht zu den Zuschauern. Er redet zu sich und zu allen, er redet zu seinem Volk: „Mein Turnen hat mit all den lächerlichen Anklagen nichts zu tun! Weil es sich rein aus der Deutschheit bildete, sich an die Herrlichkeit des Volkstums hielt und nichts Fremdes und Feindliches aufdrang, ergriff es Kinder und Knaben, und die begriffen als Jünglinge und Männer, welcher Hort in dem Turnen verborgen war und welcher sinnige Ernst in dem scheinlichen Spiele. Dies zu leugnen, hieße die Wahrheit verschleiern ..."

Vorsitzender: „Wie Sie wissen, hat das Gericht Ihre zu Berlin gehaltenen Vorträge untersucht und dreizehn Stellen daraus als staatsgefährlich bezeichnet ..."

Jahn: „Und wenn es fünfzehn, zwanzig, hundert Stellen wären, so muß ich sagen, daß das Gericht mit solchem

Vorgehen sich selber richtet. Dreizehn Stellen aus dem Zusammenhang gerissen und in unlautere Verbindung gebracht, ist Gemeinheit, ist Freveltat!“

Da schlägt der Vorsitzende mit der Faust auf den Tisch. Doch Jahn läßt ihn gar nicht zu Worte kommen. „Ich spreche deutsch und echt,“ schreit er in den Saal. „Mit eisernem Besen habe ich Euere verwelschte Sprache ausgekehrt. Ich kann nicht verzwackt und vertrackt darlegen, was andere mit geschickter Wendung und unverständlichem Gewäsch zu umlügen suchen. Meine Reden gleichen dem Blitzen des Schwertes, das rasch gezogen, kräftig geschwungen und scharf geführt wird.“

Nun fühlt einer von den Herren des hohen Gerichtshofes sich allzusehr in seiner Ehre und in der Würde seines Standes angegriffen. „Was gibt ihm ein Recht, so zu sprechen?“ ruft er dawider.

Jahn wendet sich dem Frager zu und blickt ihn lange an. „Sie fragen, was mir ein Recht zu solch kühner Rede gebe, Herr? Ich wills Ihnen sagen: Mein Leben gibt mir's, dieses Leben voll Entsagung und Leid, voll Not und Verfolgung. Jahrelang saß ich in der Haft, von einem Kerker zum anderen überführt. Zwei Kinder sind mir während dieser Zeit gestorben und ich durfte ihnen nicht die Augen zudrücken. Mein Weib ist elend dem Kummer und Gram erlegen und ich konnte nicht hinter ihrem Sarge hergehen. Können Sie solches Leid überhaupt erfassen, mein Herr? Wen das Leben verbannt, die Freiheit verketzert, der muß das eigene Leben zum Zeugen aufrufen. Nicht um Gnade bettle ich; das hieße meines und des Vaterlandes Sache schmä-

hen und verkleinern. Was mein Gewissen mir sagt, gilt mir mehr als alle gerichtlichen Erkenntnisse!"

Mit diesen Worten hätte die Sitzung beschlossen sein können, wäre sie nicht durch allerlei kleinlichen Krimskram noch stundenlang hinausgezögert worden. So mußte Jahn sich noch im langen und breiten zu einem Briefe äußern, den er an einen jungen Freund einst geschrieben hatte, als er noch zu Küstrin über dem Torbogen im Gefängnis saß. Aber man konnte nichts gegen ihn finden und man hätte die ganze Angelegenheit längst beschließen und die vielfach beratene Freisprechung unentwegt verkünden können — wenn man den Brief vom königlichen Kabinett gefunden hätte. Der Diener hatte alles längst durchsucht, jeden Aktenschrank, jeden Papierstoß. In der Bibliothek hatte er das Oberste zu unterst gekehrt; Treppen und Gänge war er zu wiederholten Malen auf und ab gerannt. Vergeblich!

Ganz außer sich, verzweifelt fast, stürzte er schließlich wieder in den Vorraum des Saales. Da sitzt der kleine Unheimliche am Tisch. Die Kerzen sind niedergebrannt, obgleich es längst heller Tag geworden war und der Mainebel sich draußen verzogen hatte. Der Kleine mit der Adlernase und dem Struppelhaar schreibt. Er schreibt unentwegt. Seine Feder kratzt über das Papier hin. Er hat auch jetzt den Diener noch nicht bemerkt, der sich plötzlich auf all das Schreibzeug stürzt und einen Brief hervorzieht, einen Brief, der das rote Siegel des königlichen Kabinetts trägt. Wie aber sieht er aus? Auf beiden Seiten ist er eng beschrieben mit fahrigen Buchstaben. Auch eine seltsam komische Figur hat der Unheimliche daraufgezeichnet.



Der Kleine lacht, er lacht wie ein Teufel über dieses Ungeschick, das seinem Eifer widerfahren ist. Was kümmern einen Dichter Gerichtspapiere! Er hat eine neue Geschichte geschrieben während man drinnen im Saal den Friedrich Ludwig Jahn ins Kreuzverhör genommen und mit vielerlei Fragen geplagt hatte. Es ist eine unheimliche Geschichte geworden, zwischen Nacht und Tag, zwischen flackerndem Kerzenlicht und schwelendem Nebel.

Doch das kümmert den Diener nicht. Er läuft, er rennt mit dem kostbaren Papier zum Vorsitzenden. Der dicke Herr erbricht die roten Siegel mit zitternden Händen. Und da steht es:

Friedrich Ludwig Jahn ist freizusprechen!

Doch hat seine Majestät, der König, unterm 3. Mai 1825 ihm den Aufenthalt in Berlin und zehn Meilen im Umkreis, sowie in jeder Universität und Gymnasialstadt untersagt. Er wird ferner den künftigen Wohnsitz des Angeklagten unter polizeiliche Aufsicht stellen lassen.

In der Verbannung

In dieser Zeit regierte in Frankreich ein eigenwilliger, rückschrittlich gesinnter Herrscher, der sich nicht die Liebe der freiheitlich denkenden Franzosen gewinnen konnte. Der Haß gegen ihn steigerte sich so sehr, daß es im Juli 1830 in Paris zur Revolution kam. Der König mußte fliehen und das Volk setzte einen „Bürgerkönig", also einen Herrscher, der in bürgerlichem Sinne regieren sollte, auf den Thron Frankreichs.

Diese entschlossene Tat eines Volkes und dazu noch der so gern bestaunten Franzosen machte bei vielen Deutschen einen ganz gewaltigen Eindruck. Hauptsächlich die sogenannten gebildeten Kreise und unter ihnen wieder ein Großteil der studierenden Jugend blickten in Bewunderung zu den mutigen Franzmännern empor und vergaßen dabei ganz die eigene deutsche Art und Geschichte. So kam's, daß es bei gewissen Leuten geradezu als rückschrittlich galt, wenn sich jemand noch der Befreiungskriege und ihrer tapferen Kämpfer erinnerte, — ähnlich wie es in den schlimmen Jahren nach dem großen Kriege von 1914—1918 ja auch gewesen ist. Taten deutschen Mutes und deutschen Opfersinns wurden verlacht, statt dessen aber schon allerlei Pläne und Gedanken gehegt, die nicht nur eine Verbrüderung mit dem Erzfeind, den Franzosen, anstrebten, sondern ein Weltbürgertum aufrichten wollten, das nur in den wirren Köpfen schöngeistiger Phantasten lebte.

Jahn kämpfte gegen diese Art von „Freiheit" und stellte ihr seinen Glauben an ein geeintes Deutschland entgegen. Nun aber ist es ein seltsames Spiel des Schicksals, daß er sich dabei wieder in Gegensatz brachte zu der herrschenden Meinung der Fürsten und ihrer liebedienerischen Anhängerschaft.

Freiburg an der Unstrut, — so heißt der kleine Ort, in den man den großen Deutschen verbannt hat. Und nur, weil er sein Vaterland liebt über alles. Aber dem König Friedrich Wilhelm III. sind solche begeisterte Patrioten nicht angenehm. Leidenschaft ist dem hohen Herrn etwas Unheimliches und gar gegen solche Feuerköpfe wie Jahn einer ist, wird er das Mißtrauen nicht los. Deshalb verleiht er seinem getreuesten Diener auch nicht das Eiserne Kreuz, obwohl der ein Recht darauf hat, und schreibt mit dem Bleistift als Erklärung an den Rand des Bittgesuches, daß er den Premierleutnant Jahn solch hoher Auszeichnung nicht für würdig erachte.

Als Jahn diese Mitteilung erhält, lacht er bitter auf. Und wieder durchmißt er mit langen Schritten die enge Stube. Tag für Tag legt er diesen Weg immer wieder zurück, wie im Gefängnis von Spandau oder in der kalten Zelle zu Küstrin.

Da dringt plötzlich Gesang zu ihm herauf. Er öffnet das Fenster und biegt sich weit hinaus. Junge Burschen ziehen drunten die Straße herauf. Sie singen ein neumodisch Lied. Jahn kann die Worte nicht unterscheiden. Doch die Weise weckt in ihm alte Erinnerung. Er sieht sich als Bürschlein mit siebzehn, achtzehn Jahren und die ganze unbesorgte Heiterkeit der Jugend kommt über ihn. Ja, — wieder einmal

mit den Jungen jung sein, — das würde ihm gewiß alle Sorgen und allen Groll wie Frühlingswind von der Seele fegen.

Noch eh' er sich recht besonnen, hat er schon den Radmantel umgelegt. Mit Eilschritten rennt er die Stiege hinab durch den kleinen Garten auf die Straße.

Der Boden ist aufgeweicht und in den Fahrrinnen der Fuhrwerke steht das Wasser wie in kleinen Flüssen. Oft muß Jahn über die Seen und Bächlein springen, die sich hier gebildet haben. Aber die sollen seinen Weg nicht hindern. Den jungen Studentlein da vorne will er nachkommen, deren Lied schon ganz weit und entfernt erklingt. Über alle Hindernisse hinweg findet dieser Mann immer wieder den Weg zur Jugend, und als er sie endlich eingeholt hat, die sechs oder sieben, da geht er erst stille hinter ihnen drein, um ein wenig zu verschnaufen.

Ohne daß er es will, wird er Zeuge ihrer Unterhaltung. Er merkt gar bald, daß sich die siebenklugen Studentlein da in ein geschichtliches Thema verwickelt haben.

Ein Schwarzhaariger sagt: „Meinethalben kann er mich über alles aus der französischen Revolution fragen. Hier kenne ich jede Jahreszahl und jeden Namen von Diderot bis Robespierre ..."

„Bon ...!" fällt ihm ein anderer, etwas magerer Bursche ins Wort, „... das ist gut. Ich sehe mit Plaisier, daß du dich interessierst für die Grande Nation, an der diese Preußen sich ein Beispiel nehmen sollten. Mein Papa hat mir zum Studium dieser wichtigen Epoche der Weltgeschichte Originalschriften geschickt, die er von seinem Großvater geerbt hat. Immer wieder neues Feuer sprüht mir daraus entgegen, mes amis!"

Da wagt ganz schüchtern ein blonder Bursche die Frage: „Wenn er aber über die Befreiungskriege fragen sollte bei der Prüfung, — was dann?“

Doch da fallen die andern mit Lachen über den Jungen her.

„Das kann er nicht und wird er nicht!“ schreit einer, „er hat ja selbst nur eine Stunde auf die Befreiungskriege verwandt!“

„Und dann getraut er sich das doch gar nicht!“ sagt der Schwarzhaarige und der magere Bursche fügt hinzu: „Naturellement! — Ich würde sofort meinem Papa Mitteilung machen und dann wüßte am andern Tage der Herr Minister Bescheid und unser Geschichtsprofessor wäre glatt abgesägt, — glatt! Lächerlich sowas! Wie könnte heutzutage überhaupt jemand auf die direkt komische Idee kommen, diesen fanatischen Blödsinn, den man lächerlicherweise „Befreiungskriege“ nennt, wieder aufs Tapet zu bringen, ja sogar in die Schule hineinzutragen. Wir leben glücklicherweise in einem freiheitlicheren Dezennium, wir Jungen von heute! Säbelgerassel, — Theodor Körner, — Turnen und Hopsassa ist ja alles der gleiche Blödsinn. Ein Wort schlägt den ganzen Quatsch zunichte. Und dieses eine herrliche Wort heißt: Weltverbrüderung ...!“

„Halt!“ ruft da plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrunde. Wie auf ein Kommando fahren die Studentlein herum und sehen auf einem braunen Erdhügel einen Mann stehen, der mehr dem alten Germanengeiste Wodan als einem Menschen gleicht. Sein Mantel weht, der lange wirre Bart ist vom Winde zerzaust. Der kleine See, die Regenpfütze vor ihm, spiegelt das seltsame Bild wieder,

vor dem die Jungen erschreckt und stumm stehen. Lange blicken sie sich erst in die Augen, der Alte und die kaum erwachsenen Knaben. Da wirft Jahn plötzlich die Hand in die Höhe, als wollte er die Wolken zurückdrängen, die der Herbststurm über ihn hinwegjagt. Dann ballt er die Faust und schlägt sie nieder und dabei sprühen seine Augen und sein Mund bebt. „Fühlt euch von diesem Schlag getroffen, ihr Burschen!“ schreit er, daß das Echo seiner Stimme vom Waldrande herüberdringt. „... Was seid ihr für Kerle! Was gibt euch das Recht, die tapferen Kämpfer von dreizehn zu schmähen? Woher nehmt ihr den Mut, über jene Opfer zu spotten, die damals unser herrliches Volk für euch gebracht hat. Jawohl, — für euch. Denn wofür gibt man denn sein Blut, wenn nicht für die Jugend und die Zukunft seines Landes? Und das seid ihr nun, — und das ist euer Dank? Über die Revolution der Franzmänner könnt ihr in Begeisterung geraten, — und vom Freiheitskampf eueres Volkes redet ihr geringschätzig. Von denen, drüben überm Rhein wißt ihr jede Jahreszahl und jeden Namen, — und von uns soviel wie nichts. Mit welschen Brocken verschnörkelt ihr euere deutsche Sprache und schämt euch nicht der Schande. Und jetzt erst kommt mir das Lied wieder in den Sinn, das ihr gesungen habt, als ihr durch Freiburg gezogen seid. Die Marseillaise war es. Pfui über euch! Hat so das freisinnige Geschwätz vom Weltbürgertum euere Herzen schon eingesponnen, daß ihr alle Vernunft verloren habt? Von Weltverbrüderung faselt ihr in einem deutschen Land, das selbst nicht einig ist unter seinen Stämmen. Nach dem Westen wendet ihr eueren Blick und schaut ehrfurchtsvoll

empor zu einem Volk, das je und je unser Erzfeind war. Erwidert mir nichts! Was ihr und euresgleichen mir sagen will, das hab' ich längst vergessen. Ich weiß, — wir Deutsche gönnen jedem Volke die Erringung einer vernünftigen Freiheit, begehren aber dafür mit Recht, daß man auch uns ungestört in unserem eigentümlichen Wesen lasse. O ja, — wir wollen gerne die Leute jenseits des Wasgaus und der Argonnen getreue Freunde und Nachbarn nennen, wenn sie sich als solche beweisen; wir haben aber mit Frankreich noch eine alte Rechnung abzutun; es hat nichts von uns, aber wir haben noch viel von ihm zu fordern, — das solltet ihr alle wissen und das solltet ihr in eueren Geschichtsstunden gelernt haben... Oder habt ihr noch nichts von Deutsch-Lothringen, noch nichts vom Elsaß gehört? Habt ihr denn überhaupt schon einmal etwas von deutscher Art, von deutschem Wesen gespürt, — ihr? — Und nun geht hin und laßt euch morgen in Geschichte prüfen und wagt ein einziges deutsches, ehrliches Wort dabei, — ein einziges nur! Seht, — darum bitt' ich euch, ich, — ein alter, vergessener Mann! Und wenn man euch fragt, wer also volksverräterisch und staatsgefährlich, aber gut deutsch und deutlich mit euch gesprochen hat, dann antwortet, das wäre der Jahn gewesen, der Friedrich Ludwig Jahn, der nun zu Freiburg in der Verbannung lebt ..."

Und damit kehrt der Alte um und eilt quer über Wiesen und Felder dahin dem Städtchen entgegen...

Als er zu Hause ankommt, kramt er Papier und Tinte hervor und schreibt einem Freund, dem er lange schon

einen Brief schuldig ist. Und er beginnt mit den Worten: „Mit einem jungen Menschen, der in den Jahren 1805—1813 geboren, rede ich gar nicht, weil ich dieses vatermörderische Geschlecht für Mischlingsgezücht halte ...“

Aber trotzdem läßt es ihm keine Ruhe. Er sieht, daß die Jugend auf Irrwege gerät, und er will sich ihr entgegenstemmen mit seiner ganzen Kraft, um sie auf die rechte Bahn zu leiten. Er spürt, wie die große Lüge vom Weltbürgertum diese jungen Herzen vergiftet, und er will deshalb rechtzeitig herbeieilen, um die Netze zu zerreißen, die man über die jungen Seelen wirft. Er scheut kein Verbot und keine Strafe, er kümmert sich nicht um seine Gesundheit und mißachtet alle Behaglichkeit, zu der dieser alte Mann ein Recht gehabt hätte. Wie einer der Jüngsten, so wandert er in die Städte und Städtchen der Umgegend, um der Jugend zu predigen von dem nie zu erschöpfenden Evangelium der deutschen Seele.

Immer aber verfolgt ihn dabei die Spinne, die im Hinterhalte sitzt und jeden seiner Schritte genau beobachtet. Als auf den Gymnasien von Merseburg und Zeitz von den vorsichtigen und sehr „besonnenen“ Herren Professoren die Beobachtung gemacht wird, daß Turnergeist und Freiheitsdrang unter den Schülern sich zeigen — da sieht man in Jahn den Schuldigen und die Spinne eilt vor, ihn zu packen.

Vergeblich wehrt er sich gegen das gräßliche Tier. Keine Verteidigung hilft da; er gilt als der unverbesserliche Revoluzzer, der nur Unruhe und Unfriede stiftet und deshalb unschädlich gemacht werden muß. Die Verbannung

nach Freiburg erscheint den Gegnern noch viel zu wenig; dieser deutsche Mann muß in den hintersten Hintergrund gedrängt werden, und so erhält Jahn den Befehl, in das ferne, abgelegene Städtchen Kölleda zu ziehen.

Der Alte im Bart ist nicht gesonnen, diesem unmenschlichen Befehl so ohne ein Wort nachzukommen. Wieder setzt er sich hin, seine Selbstverteidigung zu schreiben und die Worte geraten ihm dabei nicht gerade sanft und liebreich. Der schroffe Ton des Briefes erregt das besondere Mißfallen der Behörde, die Jahn deshalb zu einer sechswöchigen Haft verurteilt.

Der Winter des Jahres 1828 streut seine ersten Flocken über das Land, da muß Jahn aus Freiburg ziehen, um in dem versteckten, abgelegenen Kölleda Wohnung zu suchen.

Sieben Jahre lebt er in dieser zweiten Verbannung. Dann erst darf er wieder nach Freiburg zurückkehren — von der einen Verbannung also in die andere. Aber sein Mut und seine Kraft bleiben ungebrochen. Deutschland — das ist sein Gedanke zu jeder Stunde seines Lebens. Wie muß er dieses Land lieben!

Der schwarze Reiter

Aber trotz allem mußten die Geschicke in Deutschland den Weg gehen, der ihnen vorgezeigt war.

Das Turnen hatte sich mächtig entwickelt, obgleich die Regierungen wiederholt versucht hatten, die Turnvereine durch Verbote auszurotten. Aber auch der Wille des Volkes nach einer freiheitlichen Verfassung konnte auf die Dauer nicht gewaltsam niedergehalten werden. Trotz peinlicher Beaufsichtigung durch die Polizei, trotz strengster Kontrolle aller Zeitungen und Redner kam es doch im Jahre 1848 zur Revolution. Aber schon regten sich wieder andere Mächte, die einen überspannten Begriff von Freiheit aufbringen wollten. Besonders unter der Führung Heckers und Struwes forderten im Badischen einige heißblütige Politiker den Sturz aller Regierungen, um an ihrer Stelle eine Republik aufzurichten, die, noch ehe die Einigkeit unter den deutschen Stämmen vollzogen war, in brüderlicher Liebe mit allen Völkern leben sollte. Wie seltsam! Auch in den 14 Jahren zwischen 1918 und 1932 herrschte im deutschen Vaterlande die gleiche Verblendung, bis Männer vom Geiste Jahns aufstanden, um die Irregeführten wieder zur Besinnung zu rufen.

Man schreibt das Jahr 1848...

Sturmwind ist aufgebrochen und fegt hin über Deutschland. Er rüttelt mit Gewalt an allem, was morsch und alt

ist. Throne wanken, Paragraphen stürzen; denn das Volk hat sich erhoben im Land. Es begehrt, von nun an Anteil zu haben an der Gestaltung seiner Geschicke. Es will eine neue Verfassung nach seinen Bedürfnissen, nicht nach der Willkür der Fürsten. Sein Vertrauen aber schenkt es jenen Männern, die es achtet und liebt. Dichter und Denker sollen zu Frankfurt am Main über eine neue Verfassung zu Rate sitzen. Grimm, der Märchenerzähler, Uhland, der Balladendichter, und Arndt, der Freiheitssänger, sind unter ihnen.

Da klingt auch der Name eines Mannes wieder hell auf, der noch immer zu Freiburg an der Unstrut in der Verbannung sitzt, da denken alle an ihn, an den Turnvater Jahn. Man ehrt diesen Mann aus dem Volke, den alten Kämpfer für Recht und Freiheit, den getreuen Ekkehardt seines Landes. Man erkennt in ihm den berufenen Streiter; er soll mithelfen, daß aus den getrennten und meist so schwachen deutschen Landen wieder erstehe ein einiges und starkes Deutschland. Hat er sie nicht immer gepredigt, die große, herrliche Einigung aller Deutschen; vor dem Richtertisch wie im Hörsaal der Universität ist er für sie eingetreten. Deutschland, nichts als Deutschland! — das war sein Gebet und sein Glaube, für den er Schmach und Elend getragen, für den er die schönsten Jahre seines Lebens hinter Kerkermauern verschmachtet hatte.

Und darum ruft das Volk den Turnvater Jahn in die Versammlung, ins Parlament nach Frankfurt a. M...

Sturmwind fegt über deutsches Land, denn es ist Frühling. Die schlanken Äste der Eschen biegen sich; doch von den alten Buchen am Weg rasseln dürre Zweige zu Boden.

Schon hat die Sonne den letzten Schnee aufgeleckt, den das Aprilwetter über die braunen Felder hinstreute. Vögel flattern um den Reisewagen und geben nicht Ruhe, bis der einzige Fahrgast, der da drinnen sitzt, das kleine Buch beiseite legt, in dem er schon den ganzen Morgen über liest.

Er ist so ernst gestimmt heute, der Alte im Bart. Traumversonnen sieht er den übermütigen Zwitschervögeln nach, die nun plötzlich über die Hecken hinjagen und sich in einem kleinen Walde verlieren.

Jahn streift sich über die Augen. „Die Welt ist so schön, so friedlich," denkt er, „und sie ist doch groß. Aber des Menschen Geist könnte noch größer sein als sie und dennoch läßt sich, was er an Verfänglichem zu ersinnen vermag, in ein solch kleines Büchlein pressen. Ein geringes Wort kann das Herz aufwühlen, kann die Seele erzürnen lassen, so daß das Auge blind wird für die herrliche und wahre Freiheit, die dieser Frühling ihm offenbart ..."

Ärgerlich wirft er das seltsame Buch auf den Sitz zurück. Er will sich ganz dem Anblick der Landschaft hingeben, durch die der Wagen nun fährt. Es ist fränkisches Land, es ist ein herbes Stück Erde.

Aber dort, — was ist das dort auf der Wiese? Das sind Turner, die üben sich im Lauf und im Springen. „Schnell, Schwager, schnell! Die Kutsche soll sogleich auf diesen Turnplatz zusteuern. Das sind Leute von meinem Schlag, Schwager, sind Freunde, sind Turner!"

Und über die holprige Straße dahin wackelt die Postkutsche. Bei der Wiese aber müssen die Pferde anhalten. Jahn steigt aus, um sich das geschäftige Treiben in der Nähe zu betrachten. Wahrhaftig, es ist fast wie auf der

Hasenheide zu Berlin. Auch ein solches Pferd aus Fell und Leder mit vier Holzbeinen steht da. Der Schweif aus Roßhaar, den man diesem Fabeltier angehängt hat, flattert jedesmal hoch auf, wenn einer der Turner sich mit kühnem Sprunge darüberschwingt. Dort werfen sie mit Speeren und da stehen sie in Reih und Glied und strecken die Arme und heben die Beine, als würden sie von unsichtbaren Schnüren gezogen.

Jahn steht vor seiner Reisekutsche. Er hat die Arme über der Brust gekreuzt und von Minute zu Minute entschwindet der Unmut aus seinem Herzen und zufrieden lächelt sein Mund. Beistimmend nickt er. Er nickt sich selbst zu; denn er ist es ja gewesen, der solches Tun dem deutschen Volk wiedergeschenkt hatte, er, der Turnvater Jahn.

Plötzlich hält das fröhliche Treiben inne. Keiner springt mehr über das Pferd, keiner hebt die Arme, keiner wirft den Speer. Aber aller Augen blicken her zu dem Manne im Barte, der da vor seiner Postkutsche steht und dem munteren Spiele wohlgefällig versonnen zugesehen hat. Einer von den Turnern hatte ihn erkannt.

„Das ist Jahn! — Jahn!“ — so ging es erst flüsternd durch die Reihen, „wo ist er, — wo steht er?“

Und alle sehen nach ihm.

Wie aus einem Munde klingt ihr begeisterter Ruf: „Jahn! — Turnvater Jahn!“

Mit diesen Worten springen sie alle auf, laufen, rennen über den Platz. Wie ein Ameisenhaufen, so wimmelt es nun auf die Straße her. Alle eilen zu ihm und jeder will seine ausgestreckten Hände zuerst ergreifen. Er aber stellt

sich auf das Trittbrett des Wagens. „Ihr meine lieben Kinder!“ so spricht er in tiefer Rührung, „... ihr habt mich aus einem düsteren Traume aufgeweckt. Ich hatte dort in einem Buche gelesen, das angefüllt ist mit allerlei wirren Reden zweier Aufwiegler, die sich Hecker und Struwe nennen. Wahrhaftig, mir ist das Herz stille gestanden von all dem Gefasel. Weltverbrüderung! Gütergemeinschaft! Gleiches Recht allen, — gleicher Besitz allen! Nichts gelten hier all die Vielen, die ihr Vaterland lieben. Es gebe kein Vaterland, steht in diesem Buch, ihr Freunde. Was nützt dann aller Mannesmut, was nützen Manneskraft und Ehre, — wenn es kein deutsches Vaterland mehr geben soll? Liebe Brüder, als ich das las, da ist die Welt vor mir versunken und der Frühling dazu. Der Lenz ist die Zeit des Hoffens. Aber in diesem Buche ist nichts mehr, was einen Deutschen hoffen und glauben lassen kann, — es ist hoffnungslos und jeder ist gleichermaßen hoffnungslos verloren, der an diese Lügen glaubt. Denn ich wüßte nicht, wozu ich mein Leben gelebt hätte, wenn nicht für Deutschland. Und ich könnte mir nicht denken, warum ihr hier auf dieser Wiese versammelt seid, um euere Kräfte zu stählen und eueren Körper zu pflegen, wenn ihr nicht immer dabei denken würdet: es geschieht alles, damit ich ein rechter Kämpfer werde für die Heimat, um sie zu schützen und um mein Geschlecht stark und tapfer zu erhalten. Diese feige Memmenbrut will nichts wissen von solchen Mannespflichten, sie will nur leben, um zu genießen. Sie hat noch nicht erfahren, daß leben — kämpfen heißt. Aber ich danke dem Herrn im Himmel, daß nicht alle so sind wie diese Volksverführer... Ihr, meine lieben Kinder, ihr geht auf anderen Wegen.

Und ich weiß, es sind viele, viele, die hinter euch stehen, als rechte deutsche Turner; denn im weiten Lande hat sich mein Turnen durchgesetzt. Männer pflegen es in Vereinen, selbst in die Schulen ist es eingedrungen, ‚zum Schutze der Gesundheit‘ wie man sagt. Ja, das Turnen, aus kleiner Quelle entsprungen, wallt jetzt als freudiger Strom durch Deutschlands Gaue. Es wird künftig ein verbindender See werden, ein gewaltiges Meer, das schirmend die heilige Grenzmark des Vaterlandes umwogt.“

Weiter kann Jahn nicht sprechen; denn von solcher Rede begeistert rufen alle „Heil! Heil dem Turnvater Jahn!“

Er hebt die Hand um sie zu grüßen und schaut auf, um sie alle zu sehen, die da vor ihm auf der weiten Fläche stehn. Doch mit einem Male hält sein Blick inne. Er sieht am Ende der Wiese einen schwarzen Reiter, der sein Pferd angehalten hat und zu ihm herblickt. Wie gebannt ist Jahn von dieser seltsamen Erscheinung. Doch nur für einen Augenblick. Der dunkle Reiter lacht hell auf und gibt plötzlich seinem Rappen die Sporen. Wie ein Sturmwind jagt er dahin und verschwindet nach wenigen Sätzen so, wie eine leichte Wolke verschwindet, oder wie Rauch und Dunst zerfließen. Da läßt Jahn den Arm sinken. Nun blickt er wieder auf seine Turner, die da vor ihm stehen und gleich hat er den Weg in die Wirklichkeit wieder zurückgefunden. —

Sie marschieren zu Vieren ins Städtchen ein. Jahn ist mitten unter ihnen, — den ganzen Tag über und fast die halbe Nacht lang. —

Am Morgen will er zu Fuß weiter. Frühzeitig verläßt er das Gasthaus. Seine Schritte hallen wieder von den Häuserwänden des verschlafenen Städtchens. Er wandert durchs Tor und summt ein Lied vor sich hin. Auf den Feldern fliegen die ersten Lerchen hoch und singen ihr Trileri!

Die Straße liegt noch im Nebel. Da hört Jahn Pferdegetrappel hinter sich. Ein Reiter löst sich aus dem Dunste. Nun ist er schon an Jahns Seite. Er wendet sich ihm zu. Aus dem schmalen Gesichte, das schwarzes Haar und ein schwarzer Bart umrahmt, glühen zwei Augen wie glimmende Kohlen.

„Was wollen Sie?“ fragt Jahn.

„Nichts!“ antwortet der Schwarze.

„Reiten Sie auch nach Frankfurt?“

Der dunkle Reiter lacht gell auf. Er schlägt dem Pferd mit der flachen Hand auf die Flanke, daß es sich erschreckt aufbäumt und davonhetzt.

„Ich bin schon dort!“ ruft der Dunkle zurück. Und wieder lacht er und wieder verschluckt ihn der Nebel.

Eine Lerche fällt singend zur Erde nieder.

Dann aber breitet sich ein herrlicher Tag über das Land, — ein Tag voll Sonne und Lust.

Wie ein Band zieht die Straße zwischen Feldern und Wiesen und Wäldern dahin. Frohgemut und unerschrocken zieht Jahn seines Weges. Der Mai ist heute gekommen...

Von Tod und Verrat umlauert

Es mag wohl eine große Enttäuschung und eine schwere Sorge für den alten Vater Jahn gewesen sein, daß er unter seinen Turnern viele wußte, die nichts von einem einigen Vaterlande, aber alles von Weltverbrüderung erhofften. Immer wieder stellte er ihrer Verirrung seine Lehre von der Einheit der Deutschen unter Preußens Führung entgegen und forderte statt der Pöbelherrschaft einen machtvollen, klugen Führer.

Da begannen viele an ihm zu zweifeln und von ihm abzufallen; denn wegen seines offenen Bekenntnismutes, seiner vielfachen Beteiligung an Versammlungen und hauptsächlich wegen seines so ereignisreichen Lebens glaubten diese Verführten, in ihm einen Aufwiegler erkannt zu haben, der er doch niemals gewesen ist.

Und so geschah das fast Unbegreifliche: Unter den Turnern, die er seine „Kinder" nannte, erstanden ihm die gefährlichsten Gegner.

Es wird berichtet, daß sie ihm sogar nach dem Leben trachteten.

Voll Hoffnung war der frohe Wandersmann nach Frankfurt gekommen... Voll Enttäuschung sitzt er nun unter den Abgeordneten des deutschen Volkes in der Paulskirche

„Abgeordnete sind das?" so fragt er sich immer wieder und seine Blicke streifen die Runde. „Abgeordnete eines


CHOMTON

Volkes, eines Stammes, eines Gliedes aus diesem Volke, gesandt, um die Wünsche derer vorzutragen, die ihnen ihr Vertrauen schenkten. Es sind dringende Wünsche, man spürt es. Man begehrt Freiheit des Gewerbes, Freiheit der Zeitungen, Freiheit der Rede. Man ersehnt Volksgerichte und eine geregelte Volkserziehung. Freiheit wird überall verlangt, Freiheit, wie sie eines deutschen Mannes würdig ist. Aber der, der da eben auf dem Rednerpult steht — ist er denn so ein deutscher Mann? Eine Stunde schon schwätzt er. Zuweilen kommt er in Wut, dann trommelt er mit den Fäusten auf das Brett und dann schwingt er die Arme, daß seine Rockschöße fliegen. „Deutschland muß eine Republik werden!“ so schreit er, „fort mit den Fürsten, die nur Steuern aus dem Volke holen. Laßt ihre Länder durch Volksvertreter verwalten und diese mögen sich untereinander verbünden zu einem einzigen großen Staat, in dem alle Rechte der Einzelnen gewahrt bleiben. Wir wollen kein deutsches Reich; denn es ist alsdann die Gefahr gegeben, daß wir zu den vielen Monarchen, die wir schon besitzen, noch einen dazu bekommen, nämlich einen Kaiser der Deutschen, der uns gerade noch gefehlt hätte. Nein, — man blicke nur hinüber nach Frankreich und man wird dort sich absehen können, was Revolution und Freiheit wirklich sind, wirklich bedeuten...“

Wieder fliegen die Rockschöße; denn der Kleine hüpft jetzt vom Rednerpult herab; dabei prellt er an einen andern, an einen großen stattlichen Mann, zu dem er hoch aufsehen muß. Der schiebt den geschäftigen Krakeeler mit einer leichten Bewegung seines Armes zur Seite und steigt auf die Tribüne.

Wie eine Steinfigur, so steht Jahn vor der Versammlung. Schon äußerlich unterscheidet er sich von den andern da. Er trägt einen schwarzen geschlossenen Rock mit übergeschlagenem Hemdkragen, — und so ist er ein lebendiges Denkmal einer Zeit, die vielen allzulange schon vergangen scheint. Die Zeit der Befreiungskriege. Steht er nicht da wie ein Lützower Jäger oder wie einer von jenen mutigen Studenten, die auf der Wartburg Anno 1817 Bergfeuer entzündet hatten, um deutschfeindliche Schriften, einen Zopf und eine Schnürbrust darin zu verbrennen? Ja, er kommt aus einer Zeit, in der es auch ein Freiheitssehnen gab; — aber ein anderes, ein reineres. Die meisten dieser Herren in der Versammlung hier wissen es, oder fühlen es wenigstens. Den andern sagt Jahn seine Meinung: „Ihr habt die falsche Freiheit in diese Kirche gerufen! Fürsten wollt ihr stürzen, um euch auf die Throne zu schwingen. Ihr sagt, daß ihr im Namen des Volkes sprechen würdet? Ihr lügt: Euer unbändiger Eigennutz, euer Nichtskönnen, euer Machtgelüste gibt euch die Worte des Verrates auf die Zunge, so daß ihr das Volk mit Lügen betört. Und dieses Volk glaubt euch, läuft euch nach, errichtet Barrikaden für euch, kämpft für euch im unheilvollen Bruderkrieg. Wahrlich, — es ist ein armes, verachtenswertes Volk!"

Da schnellt der Kleine von seinem Sitze hoch. „Es sind auch euere Turner darunter, Jahn!" so ruft er und alle die andern, die da mit ihm auf der linken Seite des Raumes sitzen, sie alle lachen hell auf. Das klingt wie das Lachen des schwarzen Reiters und es trifft wie ein Dolchstoß in Jahns Herz. Sein Gesicht wird traurig...

„Ja," — sagt er und nickt dem Kleinen zu, „ja, — es

ist euch gelungen, auch die Herzen meiner Kinder zu vergiften. Ach, sie wissen ja nicht mehr, was sie wollen. Sie sind eine wilde Schar ohne Führer. All zu lange war ich ihnen fern; denn man hatte mich ja in die Verbannung getan, hatte mich von ihnen getrennt. Nun haben sie Juden, Polen und Belgier zu ihren Freiheitsführern gemacht. Und da reden sie von Völkerverbrüderung! In Baden haben sie die Franzosen gegen die Regierung zu Hilfe gerufen, — die Franzosen, aus deren Tyrannei die alten Turner Deutschland mit ihrem Blute befreiten! Hier zu Frankfurt haben sie zusammen mit anderem Gesindel zwei Abgeordnete dieses Parlaments auf offener Straße und am hellichten Tag wie Hunde erschlagen. Und nur, weil ihre Ansichten vom neuen Deutschland ihnen nicht gefielen. O, — es ist fürchterlich, was meine Turner, die ich doch meine Kinder nennen darf, für große Schuld auf sich geladen haben. Ich klage sie an deshalb, ich schenke ihnen nichts, aber weil es meine Kinder sind, für die ich mein Leben geopfert habe, wie eine Mutter sich für ihre Kinder opfert, so will ich, nein, so muß ich auch versuchen, sie zu verstehen. Und zu welchem Schlusse komme ich bei allem Überlegen? Ich erkenne, daß man meine Turner verführt hat, verführt durch solch vergiftete Reden, wie wir sie eben von diesem Herrn hier hörten. Ich weiß, daß nur wenige in dieser Kirche sind, die meinen Vorredner ernst genommen haben. Wir ahnen alle, daß ein Führer sein muß, der alle unter sich vereint. Denn das sind unsere Ziele: ein einiges Deutsches Reich unter Preußens Führung. Preußengeist mit seinem Ernste und seiner Verantwortung, mit seiner Strenge und seinem Pflichtbewußtsein, so, wie Friedrich

der Große ihn uns vorgelebt, — Preußengeist muß dieses geeinte Reich beherrschen, wenn es genesen soll von den Wirrnissen unserer Zeit. Und in einem solchen Deutschland werden auch meine Turner wieder wissen, was sie dem Vaterlande schuldig sind. Dafür stehe ich ein!"

Jahn verläßt die Rednertribüne. Er kümmert sich nicht um das Klatschen und nicht um das Lärmen und Pfeifen seiner Gegner.

Als er nach der Versammlung den Sitzungssaal verläßt, tritt gleich an der Türe des Kirchenraums ein Herr zu ihm. Es ist ein Herr in schwarzer Kleidung, mit schwarzem Haar und schwarzem Bart. Jahn ist ganz erstaunt, diesen sonderbaren Menschen so plötzlich neben sich zu sehen.

„Was wünschen Sie?" fragt Jahn...

„Ich wünsche, daß man solche Reden, wie diese, künftig nicht mehr aus Ihrem Munde in dieser Professorenversammlung da drinnen hört!"

„Was Sie wünschen, kümmert mich nicht, mein Herr!"

„Es ist nicht mein Wunsch, — es ist das Verlangen von Hunderten, von Tausenden. Deutsche Einigkeit ist ein leeres Geschwätz. Niemals wird es gelingen, dieses Volk der Deutschen zu einen. Und das ist auch nicht wichtig. Weltverbrüderung — das ist der Ruf unserer Zeit ...!"

Jetzt aber ist es an Jahn, hell aufzulachen: „Weltverbrüderung, — Vereinigung im Großen, wenn schon die Einigkeit im Kleinen nicht gelingt. Zusammenstreben fremder Völker, wenn schon das Bruderblut sich trennen will. Nein mein Herr, — sie dürfen mich nicht für so einfältig halten und sollen nicht glauben, ich hätte Sie und Ihresgleichen nicht durchschaut..."

„Wie Sie wollen“, erwidert barsch der Schwarze und biegt in die Seitenstraße ein. Jahn sieht ihn über den Gehsteig hineilen und plötzlich steht ein Rappe vor dem Fremden. Er schwingt sich hinauf und jagt die Straße hinab.

Jahn eilt in seine Wohnung. Mit besorgten Reden empfängt ihn die Wirtin: ob ihm doch nichts geschehen sei, ob er nichts Auffälliges beobachtet hätte. Es wären nämlich ein paar dunkle Gesellen dagewesen, und einer, ihr Anführer, ein schwarzer Kerl, habe nach ihm gefragt. Jahn aber kennt keine Angst. Seine Gedanken beschäftigen sich jetzt mit ganz anderen Dingen: Ein Buch will er den Deutschen noch schreiben; denn das flüchtige Wort in der Versammlung verweht wie der Wind. Er will noch einmal seinen Turnern ein Glaubensbekenntnis schenken, das sie zu *ihrem* Glaubensbekenntnis machen sollen. Noch einmal will er deutlich sagen, was eines deutschen Mannes Pflicht ist, noch einmal will er die Pöbelherrschaft in alle sieben Höllen hinab verdammen, will sagen, wie verwerflich es ist, in Fragen, die uns Deutsche angehen, Franzosen zu Hilfe zu rufen. Aber auch das Streben nach einem europäischen Krieg wird er als verwerfliches Mittel zur Erlangung der Freiheit brandmarken. Ja, — es soll eine Schwanenrede werden, von der jedes Wort wie helles Feuer brennen muß.

Jahn holt gleich einen Notizblock hervor und schreibt mit dem Bleistift die ersten Gedanken nieder und so vertieft ist er, daß er das laute Klopfen seiner Wirtin an der Türe nicht hört. Da kommt die Frau in die Stube gerannt. „Sie sind wieder da!“ ruft sie, „— Ihr müßt Euch retten Herr, müßt fliehen ...!“

„Wer — was?"

„Nun höre ich sie schon auf der Stiege. Sie kommen. Um Gotteswillen! Ihr müßt hinaus zum Balkon ...!"

„Das ist nicht möglich!"

„Aber ja, — der Schwarze führt sie an. Sie tragen breite Säbel in den Händen. Sie wollen Euch ans Leben, — so glaubt es doch endlich! Viele wissen das, hier in Frankfurt, — bloß Ihr wißt es nicht."

Nur mit Mühe gelingt es der besorgten Frau, den Zweiundsiebzigjährigen auf den Balkon zu zerren. Von dort aus kann er ein Dach erreichen, um in ein anderes Haus zu entkommen.

Indessen haben die aufrührerischen Turner die Türe seines Zimmers eingedrückt. Da stehen sie nun mit gezogenen Säbeln und fluchen. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Was ihnen heute nicht gelang, das werden sie morgen zu Ende führen, so hoffen sie.

Aber Jahn sitzt sicher geborgen in einer Dachkammer der Gastwirtschaft zur „Westendhalle" und schreibt an seiner Schwanenrede, seinem letzten Werk (denn den Notizblock hatte er sich mitgenommen).

Von nun an geht er nur mit ausreichendem Schutz auf die Straße und bald verläßt er auch Frankfurt wieder, um in das einsame Freiburg zurückzukehren. So entgeht er seinen Häschern.

Letztes Hoffen

Jahn starb am 15. Oktober 1852 als ein müder Greis, doch jung und ungebrochen im Glauben an Deutschlands Zukunft.

Nur noch fünf kurze Jahre sind seinem Leben zugezählt. Er verbringt sie mit Arbeit und Hoffnung auf Deutschlands Zukunft. Er verzweifelt nicht an seiner Zeit, obgleich sie ihm am Ende seines Lebens noch soviel Enttäuschung bereitet.

Alle Erwartungen, die man auf das Jahr 1848 setzte, sieht er zunichte werden. Drei Jahre später schon wird der alte Bundestag, jene volksfremde Versammlung deutscher Fürsten, wieder zusammengekleistert. Statt des ersehnten deutschen Reiches kommt wieder ein lockerer Staatenbund auf, der nicht kräftig genug ist, die deutsche Meinung dem Ausland gegenüber zu vertreten.

Auch den Kampf Schleswig-Holsteins gegen Dänemark muß Jahn unrühmlich enden sehen und das schmerzt ihn tief in der Seele.

Großes Leid erlebt er an seinem einzigen Sohne, den er nach Amerika auswandern lassen muß, „nachdem er sich in der Heimat unfähig erwiesen hatte, sein Leben zu gestalten“. Er, dem deutsche Erde heiliges Land ist, er muß sein Kind die Heimat fliehen, das Vaterland verlassen sehen. — — —

Der Herbst des Jahres 1852 macht ein frühzeitiges Ende mit aller Sommerpracht. Er zwingt auch Jahn aufs

Krankenlager nieder. Acht Wochen liegt der Alte in Fiebern. Immer ist ihm, als hörte er Pferdegetrappel vor dem Haus. Dann fährt er auf und starrt zur Tür. Es ist ihm, als öffnete sie sich. Da tritt der Dunkle langsam ein. Ein scharfer Säbel blitzt in seiner Hand...

Jahn bewegt die trockenen Lippen. „Du schreckst mich nicht, — du hast mich nie erschreckt, schwarzer Reiter! Ich weiß, du jagst auf und ab im deutschen Land, um Unkraut zu streuen unter die gute Saat. Ich weiß auch, daß du sehr mächtig bist und daß deine Dornen und Disteln aufgehen werden unter dem Korn. Aber die deutsche Erde ist stark und sie nährt gute Frucht. Auch deine Giftpflanzen ziehen ja ihre Kräfte aus ihr. Aber sie ist reich, sie kann warten und sie ersehnt den Tag, der sie erlösen wird. Und dieser Tag wird kommen, ja — er wird kommen, schwarzer Reiter, noch ehe wieder hundert Jahr vergangen sind! Dann wird einer aufstehen aus dem Volk und wird mit starker Hand das Unkraut ausreißen. Er wird Getreue haben übergenug, die mit ihm in froher Arbeit den deutschen Acker bestellen. Alle werden sich zu diesem Werke in Einigkeit zusammenfinden; denn erst wird großes Leid über Deutschland hingehen. Das ist mein Glaube, der mir in dieser Stunde zur Gewißheit wird. Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein meiner Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt." —

Der Säbel blitzt auf. Doch der Todesengel beugt sich über Jahn, ihn zu schützen. Der Alte sinkt in die Kissen zurück.

Die Glocken von Freiburg läuten zum Abendsegen.

Ausklang

„Die Nachwelt setzt jeden in seine Ehrenrechte; denn der Geschichte Endurteil verjährt nicht."

Das sind Worte Jahns, die uns heute deshalb so bedeutungsvoll sind, weil wir nun beurteilen können, daß sie ihre Wahrheit an dem Turnvater selbst erwiesen haben.

Zwar mußten erst Jahrzehnte dahingehen, schwer mußte unser Vaterland vom Schicksal heimgesucht werden, bis unser Volk in den verhängnisvollen vierzehn Jahren nach dem Kriege wieder eine Zeit zu durchleiden hatte, welche in mehr als einem Punkte jenen Jahren glich, die Jahn zu seinen unglücklichsten zählen mußte.

Wie zu seinen Tagen so wurden auch in dieser dunklen Epoche all jene Männer verspottet, die, gleich dem Turnvater, „die alte Deutschheit wieder aufbringen wollten".

Es schien, als ritte noch immer der schwarze Reiter gespenstisch durch das Land, um Unfriede zu stiften und um zu ewigem Mißverstehen aufzuhetzen. Doch einer so gewaltigen Vaterlandsliebe wie Jahn und wie die Besten unseres Volkes sie im Herzen hegten, konnten die düsteren Gewalten auf die Dauer nicht widerstreben.

Und als Adolf Hitler von seinem Volke gerufen wurde, stand Jahns Geist mit ihm auf.

Schöner denn je lebt er nun in seinen Turnern. Wer dabei sein durfte auf dem ersten deutschen Turnfest im befreiten Vaterlande zu Stuttgart im Jahre 1933, der hat es gespürt, wie ein einendes Band nun alle umschließt. Dem klingen auch noch die Worte Adolf Hitlers in der Seele nach, die er am Ende seiner großen herrlichen Rede sprach:

„... Ich will nicht von Ihnen scheiden, ohne daß ich Sie alle bitte, eine Minute lang des Mannes zu gedenken, der einst verkannt, verspottet und verfolgt, doch Vater war einer umwälzenden Bewegung, und dem wir auch dieses wunderbare Fest verdanken: Ludwig Jahn! ...“

